

Arthur M. Schlesinger
(1917-2007)

Das Auseinanderdriften Amerikas

Reflektionen über eine multikulturelle Gesellschaft

**The Disuniting of America –
Reflections on a Multicultural Society**

Verlag W.W.Norton, New York, 1991 (138 S.)

Aus dem Englischen leicht gekürzt übersetzt

von

Paul Nellen ©2017

Youtube-Videos über A. M. Schlesinger und über dieses Buch:
https://www.youtube.com/results?search_query=Schlesinger+disuniting

Vorwort.

Mit dem Ende des Kalten Krieges ging zugleich die Ära der ideologischen Konfrontation zuende. Doch das Ende der Geschichte wurde damit nicht, wie eigentlich versprochen, eingeleitet – vielmehr gibt ein Hass-System den Weg frei für ein neues. Indem nun gerade die Decke ideologischer Repression über Osteuropa weggezogen wird, kommen ethnische Antagonismen zutage, die tief in der Erfahrung und im Gedächtnis der Menschen wurzeln. Mit der Aufhebung des ideologischen Wettbewerbs auch in der Dritten Welt lässt auch dort die Eindämmung nationaler und tribalistischer Konfrontationen durch die Supermächte nach.

Während die Ära der ideologischen Konflikte sich inzwischen ihrem Ende zuneigt, beginnt für die Menschheit – oder genauer gesagt: beginnt aufs Neue für sie eine vielleicht noch gefährlichere Epoche ethnischer und rassistischer Animositäten.

Feindseligkeiten der eigenen Ethnie gegenüber einer anderen gehören zu den am meisten instinktgesteuerten menschlichen Reaktionen. Zugleich ist die Geschichte unseres Planeten zu weiten Teilen die Geschichte der Vermischung von Völkern. Von Anbeginn an hat Masseneinwanderung auch Massenantagonismen hervorgerufen.

Heute, während das 20. Jahrhundert zuende geht, kommt hier eine Vielzahl von Faktoren zusammen. Weit bedeutsamer noch als die Verflüchtigung des Kalten Krieges ist die Entwicklung schnellerer Methoden der Kommunikation und des Transports, die Beschleunigung des Bevölkerungswachstums, der Zusammenbruch traditioneller sozialer Strukturen, die Flucht vor Tyrannei und aus beengten Verhältnissen, der Traum vom besseren Leben irgendwo anders. All dies treibt Menschen wie nie zuvor über nationale Grenzen hinweg und macht die Vermischung von Völkern zu einem großen Problem für das Jahrhundert, das vor uns im Dunkel liegt.

Was passiert, wenn Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft, die verschiedene Sprachen sprechen und verschiedene Religionen praktizieren, in derselben geographischen Region und unter derselben politischen Autorität miteinander zusammenleben? Wenn kein gemeinsames Ziel sie verbindet, werden ethnische Feindseligkeiten sie auseinandertreiben. Ethnische und rassistische Konflikte werden, so viel scheint sicher, von nun an den Konflikt der Ideologien als das explosive Problem unserer Zeit bestimmen.

Die ethnische Herkunft ist überall der Grund dafür, dass Nationen auseinanderbrechen. Die Sowjetunion, Jugoslawien, Indien, Südafrika sind alle in einer Krise. Ethnische Spannungen erschüttern und entzweien Sri Lanka, Burma, Äthiopien, Indonesien, Irak, Libanon, Israel, Zypern, Somalia, Nigeria, Liberia, Angola, Sudan, Zaire, Guyana, Trinidad – Sie können jedes Land nennen, das Sie wollen. Sogar Länder, die so stabil und zivilisiert sind wie Großbritannien und Frankreich, Belgien, Spanien oder die Tschechoslowakei, sehen sich wachsenden ethnischen und rassistischen Spannungen ausgesetzt. »Das Virus des Stammesdenkens«, schreibt der *Economist*, »droht das Aids der internationalen Politik zu werden – jahrelang scheint es zu schlafen, dann aber flammt es auf, um ganze Länder zu zerstören«.

Nehmen wir den Fall unseres Nachbarn im Norden. Kanada wurde lange als das vernünftigste und friedfertigste Land der Welt betrachtet. »Reich, friedlich und, gemessen an anderen Ländern, beneidenswert erfolgreich«, schreibt der *Economist*, »doch heute an der Schwelle zu zerbrechen«. Michael Ignatieff, der in England lebende Sohn eines in Russland geborenen kanadischen Diplomaten und von daher ein Beispiel für die moderne Vermischung von Völkern, schreibt über Kanada: »Hier haben wir eines der fünf reichsten Länder der Erde, ein Land, das so einzigartig gesegnet ist mit Raum und Chancen, dass die Ärmsten der Welt an seine Tür klopfen, um eingelassen zu werden. Es selbst zerreißt darüber jedoch... Wenn eines der fünf am meisten entwickelten Länder der Erde keinen föderalen, multiethnischen Staat herausbilden kann, wer kann es dann?«

Die Antwort auf diese zunehmend bedeutsamer werdende Frage lautet, zumindest bis vor kurzem: die USA.

Wie gelang es den Amerikanern, so erfolgreich zu sein bei der Anwendung dieses geradezu beispiellosen Kunstgriffs? Andere Länder brachen auseinander, weil sie es versäumten, ethnisch ganz unterschiedlichen Menschen überzeugende Gründe zu liefern, sich selbst als Teil derselben Nation zu sehen. In dieser Hinsicht haben die USA gut funktioniert, weil sie solche Gründe geliefert haben. Was hat eigentlich die Amerikaner über zwei turbulente Jahrhunderte hinweg zusammengehalten, trotz des Fehlens einer gemeinsamen ethnischen Herkunft? Denn Amerika war ein multi-ethnisches Land von Beginn an. Hector St. John de Crèvecoeur¹ emigrierte 1759 aus Frankreich in die amerikanischen Kolonien, heiratete eine amerikanische Frau, gründete eine Farm in Orange County, New York, und veröffentlichte während der amerikanischen Revolution seine »*Briefe eines amerikanischen Farmers*«. Diesen Franko–Amerikaner des 18. Jahrhunderts entzückte die erstaunliche Vielfalt anderer Siedler um ihn

¹ Michel-Guillaume Jean de Crèvecoeur (1735-1813): franko-amerikanischer Schriftsteller. (Anm.: Quelle aller nachfolgenden Erläuterungen zu Personen im Text ist die WIKIPEDIA)

herum: »Eine Mischung von Engländern, Schotten, Iren, Franzosen, Holländern, Deutschen und Schweden«, eine »merkwürdige Vermischung von Blut«, die man sonst in keinem anderen Land finden könne.

Crèvecoeur erinnerte sich an eine Familie, deren Großvater ein Engländer war – seine Frau stammte aus Holland, ihr gemeinsamer Sohn heiratete eine Französin, und auch die vier Söhne dieses Paares hatten Frauen verschiedener Nationalitäten geheiratet. Aus diesem völligen Herkunftsdurcheinander, so schrieb Crèvecoeur, entstand die Rasse, die wir jetzt Amerikaner nennen. (Das Wort Rasse, wie es im 18. und 19. Jahrhundert gebraucht wurde, meint das, was wir heute als Nationalität bezeichnen. So sprach man damals von der »englischen Rasse«, der »deutschen Rasse« und so weiter). Was, so überlegte der Autor, waren die charakteristischen Eigenschaften dieser plötzlich sich bildenden amerikanischen Rasse? Die »*Briefe eines amerikanischen Farmers*« formulieren eine berühmt gewordene Frage: »Was überhaupt ist denn der Amerikaner, dieser neue Mensch?«

Crèvecoeur gab seiner eigenen Frage die klassische Antwort: »Derjenige ist ein Amerikaner, der all seine früheren Vorurteile und Gewohnheiten hinter sich lässt und neue annimmt aus der neuen Lebensart, die er nun pflegt; dazu die neue Regierung, der er nun gehorcht, und entsprechend die neue Stellung, die er nun innehat. Der Amerikaner ist ein neuer Mensch, der aufgrund neuer Prinzipien handelt... Hier verschmelzen Menschen aller Nationen zu einer *neuen Rasse* von Menschen zusammen«.

E pluribus unum - Aus vielen entsteht eins

Die Vereinigten Staaten besaßen eine brillante Lösung für die inhärente Fragilität der multiethnischen Gesellschaft: die Schaffung einer gänzlich neuen nationalen Identität, entwickelt durch Individuen, die, indem sie ihre alten Loyalitäten hinter sich ließen, ein neues Leben begannen und ihre ethnische Differenzen einfach hinwegschmelzen ließen. Jene unerschrockenen Europäer, die ihre Wurzeln gekappt hatten und die sich dem tosenden Atlantik entgegenwarfen, wollten eine schreckliche Vergangenheit hinter sich lassen und eine hoffnungsvolle Zukunft ergreifen. Sie warteten sehnsüchtig darauf, Amerikaner werden zu können. Ihre Ziele waren Flucht, Erlösung, Assimilierung. Sie sahen Amerika als eine sich transformierende Nation, aus der sie schreckliche Erinnerungen verbannen und einen einzigartigen nationalen Charakter formen konnten, der auf gemeinsamen politischen idealen und gemeinsamen Erfahrungen basierte. Die Entscheidung für Amerika bestand nicht darin, alte Kulturen zu bewahren, sondern eine neue, die amerikanische Kultur zu schaffen.

Ein Grund, warum Kanada, trotz aller seiner Vorteile, so anfällig für Schismen ist, besteht in der Tatsache, dass, wie Kanadier freimütig zugegeben, ihr Land eine solch einzigartige nationale Identität nicht besitzt. Immer wieder angezogen durch Großbritannien, Frankreich und die USA und aus Großzügigkeitserwägungen heraus einer Politik des offiziellen Multikulturalismus zugeneigt, haben Kanadier niemals ein starkes Bewusstsein dafür entwickelt, was es heißt, Kanadier zu sein. Mit den Worten von Sir John MacDonal, Kanadas erstem Premierminister: »Das Land hat zu viel Geographie und zu wenig Geschichte«.

Die USA dagegen haben eine Menge Geschichte. Seit den Tagen der Revolution besitzen die Amerikaner ein machtvolles nationales Kredo. Unser starker Sinn für nationale Identität ist verantwortlich für unseren relativen Erfolg bei der Umwandlung von Crèvecoeurs »wild durcheinander gemischtem Haufen« in ein einziges Volk, was damit erst die multiethnische Gesellschaft möglich machte.

Das soll nun aber nicht heißen, dass die Vereinigten Staaten immer Crèvecoeurs Ideal erfüllt hätten. Neue Einwanderungswellen brachten Menschen ins Land, die nur sehr schwer in die Gesellschaft hineinpassten, die in ihrer Sprache, ihren Idealen und ihren Institutionen ja unvermeidbar englisch war. Für lange Zeit dominierten die Angloamerikaner die amerikanische Kultur und Politik. Nicht jeder wurde im Kessel verschmolzen, nicht einmal alle weißen Einwanderer. Hinsichtlich der nichtweißen Menschen – jenen also, die Amerika schon lange zuvor besiedelt hatten und die von den europäischen Neuzuwanderern überrannt und massakriert wurden, oder jenen anderen, die gegen ihren Willen aus Afrika und Asien ins Land hinein geholt wurden – verwies ein tief verwurzelter Rassismus alle, ob rote, schwarze, gelbe oder braune Amerikaner, hinter die Grenzen ihres Grundstücks. Der Fluch des Rassismus war das große Versagen des amerikanischen Experiments, der schreiende Widerspruch des amerikanischen Idealbilds und die noch immer lähmende Krankheit des amerikanischen Lebens. Doch sogar nichtweiße Amerikaner, obwohl miserabel behandelt, trugen zur Ausgestaltung der nationalen Identität bei. Auch als Menschen dritter Klasse hatten sie Anteil an der gemeinsamen Kultur der amerikanischen Gesellschaft und verhalfen ihr zu neuer Form und Gestalt. Das Hineinströmen nicht-angelsächsischer Stämme und die Erfahrung einer Neuen Welt formten das britische Erbe um; es machte die USA, wie wir alle wissen, zu einem ganz anderen Land, als Großbritannien es heute ist.

Die Vision von Amerika als eines zu einem Volk verschmolzenen Landes bestand über die meiste Zeit hinweg im Lauf der zwei Jahrhunderte amerikanischer Geschichte. Das 20. Jahrhundert brachte freilich eine neue, gegenteilige Vision hervor. Der Erste Weltkrieg zerstörte die alte Ordnung

der Dinge und machte Platz für Woodrow Wilsons² Doktrin von der Selbstbestimmung der Völker. 20 Jahre später löste der Zweite Weltkrieg die westlichen Kolonialreiche auf, er intensivierte ethnische und rassische Militanz rund um den Planeten. In den Vereinigten Staaten selbst erleichterten neue Gesetze den Zutritt für Einwanderer aus Südamerika, Asien und Afrika – sie änderten die Zusammensetzung des amerikanischen Volkes.

In einem Land, das durch eine viel stärkere Blutmischung gekennzeichnet ist als Crèvecoeur es sich je hätte vorstellen können, wird dessen gefeierte Frage aufs Neue aufgeworfen – mit einer neuen Leidenschaft und einer neuen Antwort. Heutzutage haben viele Amerikaner dem historischen Ideal einer »neuen menschlichen Rasse« abgeschworen. Die Flucht aus der Herkunft führt zur Suche nach den eigenen Wurzeln. Die »hergebrachten Vorurteile und Verhaltensweisen«, von Crèvecoeur noch verleugnet, haben ein überraschendes Comeback erfahren. Ein Kult der Ethnizität hat sich entwickelt: sowohl unter nicht angloamerikanischen Weißen als auch unter nichtweißen Minderheiten. Dieser Kult verunglimpft die Idee des »Schmelztiegels«, der das Konzept des »einen Volkes« herausfordert und der nun getrennte ethnische und rassische Gemeinschaften schützt, fördert und sie auf Dauer stellen will.

Das Aufbrechen der Ethnizität hatte viele positive Folgen. Die amerikanische Kultur fing an, schamhaft Leistungen von Minderheiten Rechnung zu tragen, die während der Blütezeit angelsächsischer Dominanz unterschätzt und verschmäht worden waren. Die amerikanische Erziehung begann schließlich, auch die Existenz und Bedeutung der großen weiten Welt jenseits von Europa anzuerkennen. All dies war von großer Wichtigkeit. Natürlich sollte Geschichte aus unterschiedlichen Blickwinkeln heraus gelehrt werden. Lasst doch unsere Kinder versuchen, sich die Ankunft von Columbus aus der Sicht jener Menschen vorzustellen, die ihm als erste begegneten, ebenso aber auch aus der Perspektive derjenigen, die ihn entsandt hatten! Auf einem begrenzten Planeten lebend und gleichzeitig die globale Führerschaft anstrebend sollten Amerikaner wahrlich mehr über andere Rassen, andere Kulturen und andere Kontinente erfahren! Und wenn sie dies tun, erwerben sie ein viel komplexeres, belebenderes Verständnis von der Welt und eben auch von sich selbst.

Infolge gewisser Übertreibungen hatte der Kult um die ethnische Zugehörigkeit freilich auch negative Folgen. Die neue frohe Botschaft von der Ethnizität weist die vereinheitlichende Vision des Menschen zurück, der, aus allen Nationen kommend, in eine neue Rasse eingeschmolzen wird. Die ihr zugrunde liegende Philosophie ist jene, wonach Amerika ganz und gar

² Woodrow Wilson (1856 – 1924): Politiker der Demokratischen Partei. US-Präsident 1913-1921

nicht nur eine Nation von Individuen ist, sondern vielmehr eine Nation von Gruppen; dass Ethnizität die prägende Erfahrung für die meisten Amerikaner ist; dass ethnische Wurzeln dauerhaft und unauslöschlich sind und dass die Aufteilung in ethnische Gemeinschaften die Grundstruktur der amerikanischen Gesellschaft bildet sowie die Grundlage der amerikanischen Geschichte.

Mit dieser Philosophie verbunden ist die Einteilung aller Amerikaner entlang ihrer ethnischen und rassistischen Unterscheidungsmerkmale. Doch während die ethnische Interpretation der amerikanischen Geschichte, ähnlich wie ihre ökonomische, bis zu einem gewissen Punkt gültig und erhellend ist, so ist sie wiederum vollständig irreführend und falsch, wenn sie sich als das ganze Bild darzustellen versucht. Die ethnische Interpretation macht vielmehr die historische Theorie von Amerika als eines einzigen Volkes wieder rückgängig – jene Theorie, der es bis dahin gelungen ist, dass die amerikanische Gesellschaft als Ganzes zusammengehalten werden konnte.

Amerika wird unter dieser Perspektive nicht als eine sich selbst umformende Nation mit einer ganz eigenen Identität betrachtet, sondern als Schutzmantel für verschiedene fremdländische Identitäten. Anstatt sich als eine Nation zu begreifen, die zusammengesetzt ist aus je einzelnen, ihre eigenen Entscheidungen frei treffenden Individuen, sehen wir Amerika in wachsendem Maße selbst in mehr oder weniger unabwendbar von ihrem ethnischen Charakter geprägte Gruppen auseinanderfallen. Das multiethnische Dogma beendet die gemeinsamen Zielsetzungen unserer Geschichte, es ersetzt Assimilation durch Fragmentierung und Integration durch Separatismus. Es schränkt das *unum* ein und glorifiziert dafür das *pluribus*.

Auf vielen Gebieten ist die historische Idee einer einheitsstiftenden amerikanischen Identität heute in Gefahr – in unserer Politik, in unseren Freiwilligen-Organisationen, in unseren Kirchen und in unserer Sprache. Doch auf keinem Gebiet ist die Zurückweisung einer alles überwölbenden nationalen Identität entscheidender als in unserem Erziehungssystem. Die Schulen und Gymnasien der Republik bilden die Bürger der Zukunft heran. Insbesondere unsere Grundschulen waren ein großartiges Instrument der Assimilierung und ein wichtiges Mittel zur Formung einer amerikanischen Identität. Was Schülern in den Schulen beigebracht wird, beeinflusst die Art und Weise, mit der sie später andere Amerikaner sehen und wie sie mit ihnen umgehen – letztlich die Art und Weise, wie sie später die gemeinsamen Ziele des Gemeinwesens begreifen. Die Auseinandersetzung über das schulische Curriculum ist eine Debatte darüber, was es bedeutet, ein Amerikaner zu sein.

Die Verfechter der Ethnizität behaupten nun, dass ein Hauptziel der schulischen Erziehung in Schutz, Stärkung, Zelebrierung und in der Perpetuierung ethnischer Wurzeln und Identitäten läge. Separatismus freilich nährt Vorurteile, vergrößert Differenzen und wühlt Antagonismen auf. Die daraus resultierende Zunahme ethnischer und rassischer Konflikte steckt hinter dem Wirbel um Multikulturalismus, um politische Korrektheit, um Ungerechtigkeiten des eurozentrischen Curriculums. Sie liegt auch hinter der Vorstellung, dass Geschichte und Literatur nicht so sehr als intellektuelle Disziplinen gelehrt werden sollten, sondern als Therapien, deren Funktion es sei, das Selbstbewusstsein von Minderheiten zu stärken.

Während wir Zeuge werden, wie ein Land nach dem anderen durch ethnische Konflikte auseinandergerissen wird, kann man nicht mit Gleichgültigkeit auf Vorschläge reagieren, die die Vereinigten Staaten in eigenständige und unveränderliche ethnische und rassische Gemeinschaften auseinanderdividieren wollen, denen beigebracht wird, jeweils die eigene Absonderung vom Rest des Ganzen zu pflegen.

Ich möchte nicht allzu apokalyptisch klingen, während ich diese Entwicklungen beschreibe. Erziehung ist immer in Entwicklung begriffen, und das ist auch gut so. Schulen und Gymnasien sind immer Kampfplätze für Debatten über Glaubensvorstellungen, Philosophien und Werte. Die Situation in unseren Universitäten, da bin ich mir ganz sicher, wird sich bald selbst berichtigen, wenn die große schweigende Mehrheit der Professoren »Genug!« ausruft und anfechtet, was sie als einen zeitgeistigen Unsinn zu erkennen glaubt.

Die Auswirkungen des ethnischen und rassistischen Drucks auf unsere Grundschulen sind weitaus beunruhigender. Die Bindekräfte des nationalen Zusammenhalts sind längst in Gefahr, nachzulassen. Die schulische Erziehung sollte sich bemühen, diese Kräfte zu stärken anstatt sie zu schwächen.

Wenn sich weiterhin separatistische Tendenzen unkontrolliert entwickeln, dann kann das Resultat nur die Fragmentierung, die Re-Segregation und die Tribalisierung des amerikanischen Lebens sein.

Aber ich bleibe optimistisch. Mein Eindruck ist, dass die geschichtlichen Kräfte, die in Richtung »*one people*« drängen, noch nicht ihre Kraft verloren haben. Für die meisten Amerikaner ist es ja genau dies, worum es in unserer Republik geht. Sie widerstehen den Extremen im Streit zwischen »Einheit zuerst« und »Ethnizität zuerst«. »Die meisten Amerikaner«, so sagte New Yorks Gouverneur Mario Cuomo zurecht, »können sowohl das Bedürfnis verstehen, eine entwickelte Diversität anzuerkennen und zu fördern, als auch das Bedürfnis, sicherzustellen, dass eine solche breit angelegte

multikulturelle Perspektive zur Einigkeit unter den Amerikanern führt und zu einer umfassenden Besinnung auf das, was es heißt, Amerikaner zu sein, nicht aber zu einer destruktiven Aufspaltung, die uns auseinanderreißen würde«.

Was immer ihre selbsternannten Sprecher behaupten mögen – die meisten in Amerika geborenen Mitglieder von Minderheitengruppen, gleichgültig, ob von weißer oder nichtweißer Herkunft, sehen sich, auch wenn sie ihre besondere Herkunft gerne hervorheben möchten, primär jeweils als Amerikaner und nicht in erster Linie als Iren oder Ungarn, Juden, Afrikaner oder Asiaten. Ein beredter Indikator ist die wachsende Anzahl von Eheschließungen über die Grenzen ethnischer, religiöser, ja sogar (in wachsendem Maße) rassischer Linien hinweg. Der Glaube an eine einzigartige amerikanische Identität ist keineswegs obsolet.

Doch die Last, das Land zu einigen, fällt nicht exklusiv allein den Minderheiten zu. Assimilation und Integration sind ein wechselseitiger Prozess.

Jene, die sich in Amerika integrieren wollen, müssen durch diejenigen, die meinen, dass sie Amerika schon lange besitzen, empfangen und willkommengeheißt werden. Wie ich schon bemerkte, ist der Rassismus die große nationale Tragödie unseres Landes. In der letzten Zeit hat das weiße Amerika endlich begonnen, sich dem Rassismus zu stellen, der sich so tief und schandbar in unsere Geschichte eingenistet hat. Doch der Triumph über den Rassismus ist nicht vollständig.

Wenn konservative Amerikaner Menschen anderer Nationalität und anderer Rasse etwa so behandeln, als seien sie unverdauliche Elemente, die es zu meiden und auszugrenzen gelte, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Minoritäten sich verbittert nur noch auf ihresgleichen beziehen und jeden anderen ausschließen. Nicht nur sie müssen die Assimilation und die Integration wollen – auch wir müssen das tun! Die Aufgabe, dieses Land zu einem einheitlichen werden zu lassen, liegt in gleicher Weise bei der selbstzufriedenen Mehrheit der Gesellschaft als auch bei der mürrischen und nachtragenden Minderheit. Die amerikanische Bevölkerung hat sich fraglos in jüngster Zeit viel heterogener als je zuvor entwickelt. Doch diese Heterogenität macht die Suche nach einheitsstiftenden Idealen und nach einer gemeinsamen Kultur umso notwendiger.

In einer Welt, die durch ethnische und rassische Antagonismen heftig zerrissen ist, ist es umso wichtiger, dass die Vereinigten Staaten als ein Beispiel dafür erhalten bleiben, wie selbst eine sozial so stark ausdifferenzierte Gesellschaft wie die unsrige ihren Zusammenhalt bewahrt.

1

Eine neue Rasse?

Zu Beginn wurde Amerika als eine ausgerissene Wurzel betrachtet, als Befreiung von der erdrückenden Vergangenheit, zugleich als Eintritt in ein neues Leben, bei dem sich die Herkunft von ganz verschiedenen ethnischen Gestaden gemeinsam in ein neues nationales Gewand einwebt. »Wir haben es in unserer Macht«, sagte Thomas Paine³ für seine revolutionäre Generation, »die Welt noch einmal ganz von vorne zu beginnen«. Das heimliche Motto lautete: »Schau niemals zurück!« »Die Vergangenheit ist tot«, schrieb Herman Melville⁴, »die Vergangenheit ist ein Textbuch für Tyrannen; die Zukunft ist die Bibel der Freien«.

I

Die Zukunft – das war Amerika. Nicht so sehr als Nation, wie Melville sagte, sondern als Welt an sich. »Man kann nicht einen Tropfen amerikanischen Blutes vergießen, ohne dabei nicht das Blut der ganzen Welt zu vergießen. Hier, in dieser westlichen Hemisphäre, bilden alle Herkünfte und alle Menschen den Bund eines einzigen Ganzen..«.. Auch für Ralph Waldo Emerson⁵ war Amerika, so wie für Crèvecoeur und Melville, das Destillat eines vielfältigen Planeten Erde. [...]

Melville war ein Romanautor, Emerson ein Essayist; beide waren Dichter. George Washington⁶ jedoch war ein streng praktischer Mann. Auch er glaubte nicht weniger leidenschaftlich an die Doktrin der »neuen Rasse«. »Der Schoß Amerikas«, sagte er, »ist bereit für die Unterdrückten und Verfolgten aller Länder und Religionen«. Doch gebe es auch Einwanderer, die es sich in Klan-Strukturen im Schoß des Landes gemütlich machten und ihre »Sprache, ihr Verhalten und ihre Prinzipien (gute und schlechte), die sie mit sich brachten«, beibehielten – lasst sie als Individuen sich ansiedeln, vorbereitet für die »Vermischung mit unserem Volk«. Dadurch würden sie »an unsere Gewohnheiten assimiliert, an unsere Maßstäbe und Gesetze, in einem Wort: schon bald ein Volk mit uns werden«. [...] »Sie müssen sich

³ Thomas Paine (1736-1809): einflussreicher politischer Intellektueller und einer der Gründerväter der USA im Zeitalter der Aufklärung

⁴ Herman Melville (): US-amerikanischer Schriftsteller, Dichter und Essayist. Sein Roman "Moby-Dick" zählt zu den bedeutendsten der Weltliteratur

⁵ Ralph Waldo Emerson (1803-1882): US-amerikanischer Philosoph, Schriftsteller und Führer der Transzendentalisten in Neuengland. Emerson war vor Ausbruch des Amerikanischen Bürgerkriegs schon einer der wichtigsten intellektuellen und moralischen Stützen Abraham Lincolns

⁶ George Washington (1732-1799): erster Präsident der USA

nach vorne orientieren, auf ihre Nachwelt, und nicht so sehr zurückschauen auf die Welt ihrer Vorfahren« (John Quincy Adams⁷).

Aber wie konnte Crèvecoeurs »Herkunftsdurcheinander« transformiert werden in eine neue Rasse?

Wie konnten die desperaten Elemente aus Emersons »Schmelztiegel« sich zu Washingtons »einer Nation« formen? Diese Frage beschäftigte einen anderen jungen Franzosen, der Amerika ein Dreivierteljahrhundert nach Crèvecoeur betrat. »Stell dir, sofern du, mein lieber Freund, das kannst«, schrieb Alexis de Tocqueville⁸ zurück nach Frankreich, »eine Gesellschaft vor, die aus allen Nationen der Welt geformt ist... Menschen mit verschiedenen Sprachen, Glaubensvorstellungen, Meinungen. In einem Wort: eine Gesellschaft ohne Wurzeln, ohne Erinnerungen, ohne Vorurteile, ohne Routinen, ohne gemeinsame Ideen, ohne einen nationalen Charakter, doch 100 Mal glücklicher als unsere eigene«. Welche Alchemie vermöchte dieses bunte Allerlei in eine einheitliche Gesellschaft zu verwandeln?

Die Antwort, so schloss Tocqueville, liegt in der Hingabe der Amerikaner an die Demokratie und an die Selbstregierung. Bürgerbeteiligung, so argumentiert Tocqueville in seiner Schrift »*Die Demokratie in Amerika*«, ist die große Erzieherin und die große Einheitsstifterin:

»Wie kann es sein, dass in den USA, wohin die Einwohner erst kürzlich immigrierten, die sie jetzt besetzen und in die sie weder ihre Sitten noch ihre Traditionen mitbrachten; wo alle sich zum allerersten Male treffen, ohne sich vorher gekannt zu haben; wo – in aller Kürze – eine instinktive Liebe zum Land nur sehr mäßig existiert; wie, kurz gesagt, ist es möglich, dass ein jeder sich hier in die Angelegenheiten seiner Stadt, in die Angelegenheiten seines Landes und in die des Staates so eifrig einmischt, als wären es sein eigen? Es geschieht deswegen, weil ein jeder in seinem Umfeld aktiv Anteil an den Regelungen des gesellschaftlichen Lebens nimmt«.

Einwanderer, so Tocqueville, werden zu Amerikanern durch die Ausübung politischer Rechte und bürgerlicher Verantwortlichkeiten, die ihnen mit der Unabhängigkeitserklärung und durch die Verfassung übertragen wurden. Ein halbes Jahrhundert später, als James Bryce⁹, der nächste große ausländische Kommentator der amerikanischen Demokratie, sein Buch *The American Commonwealth* schrieb, hatte sich die Immigration schon erheblich

⁷ John Quincy Adams (1767 - 1848): US-amerikanischer Politiker, Diplomat sowie der sechste Präsident der USA (1825 - 1829)

⁸ Alexis Charles-Henri-Maurice Clérel de Tocqueville (1805 - 1859): französischer Publizist, Politiker und Historiker. Er gilt als Begründer der vergleichenden Politikwissenschaft

⁹ James Bryce, 1. Viscount Bryce (1838–1922), britischer Historiker, Jurist und Politiker

fortentwickelt und entfaltet. Bryces europäische Freunde erwarteten, dass es sehr lange für Amerika dauern würde, diese »heterogenen Elemente« zu assimilieren.

Bryce fiel jedoch stattdessen auf, was auch schon Tocqueville bemerkt hatte: »Die erstaunliche Verflüssigungswirkung, mit der sich die amerikanischen Institutionen, Umgangsformen und Ideen bei den Neuankömmlingen aller Nationalitäten durchsetzen... und wie dabei sehr schnell die ausländische Substanz, die in Massen hierher einströmt, sich auflöst und assimiliert«. Ein Jahrhundert nach Tocqueville nannte ein anderer Besucher des Landes, Gunnar Myrdal¹⁰ aus Schweden, die besondere Textur von Ideen und Institutionen »das amerikanische Glaubensbekenntnis«. »Amerikaner aller nationalen Herkunft, Regionen, Bekenntnisse und Hautfarben«, schrieb Myrdal 1944, halten gemeinsam fest am »explizit entwickeltsten System allgemeiner Ideale« aller westlichen Länder: die Ideale einer wesensmäßigen Würde und Gleichheit aller menschlichen Wesen sowie jener der unveräußerlichen Rechte in Bezug auf Freiheit, Gerechtigkeit und Chancen.

Schon die Schulen lehren die Prinzipien dieses Glaubensbekenntnisses, meinte Myrdal. Die Kirchen predigen sie, die Gerichte verkünden Urteile in seinem Namen. Myrdal sah das Glaubensbekenntnis als das Band, das alle Amerikaner zusammenhält, einschließlich nichtweißer Minoritäten, und als den Ansporn, der die Amerikaner für immer dazu antreibt, gemäß ihren Prinzipien zu leben.

»Amerika«, so sagte Myrdal, »kämpft fortwährend um seine Seele«.

II

Das amerikanische Glaubensbekenntnis hatte seine Vorläufer, und diese Vorläufer liegen primär im britischen Erbe, das soeben anderthalb Jahrhunderte kolonialer Erfahrungen gemacht hatte. Wie wirklich neu war damals die »neue Rasse«? Crèvecoeurs Vision wollte ein gleichmäßiges Gemisch aus europäischen Herkunftsländern. Emersons Schmelztiegel fügte großzügigerweise noch Kosaken, Afrikaner und Polynesier hinzu. In Wahrheit kam die Mehrheit der Bevölkerung in den 13 Kolonien mitsamt dem Gewicht ihrer Kultur aus Großbritannien.

¹⁰ Gunnar Myrdal (1898-1987): schwedischer Ökonom, der vor allem durch seinen Nobelpreis und als erster Leiter der UNO-Wirtschaftskommission für Europa Bekanntheit erlangt hat

Nachdem die Briten den größten Teil Nordamerikas von ihren französischen, spanischen und holländischen Rivalen befreit hatten, waren sie in der Lage, das Land nun nach ihren Vorstellungen zu formen. Die Sprache ihrer neuen Heimat, ihre Gesetze, Institutionen und politischen Ideen, ihre Literatur, ihre Regeln, Gebräuche und Gebete stammten hauptsächlich aus Großbritannien. Crèvecoeur selbst schrieb sein Buch nicht in seiner französischen Muttersprache, sondern in seinem erworbenen Englisch. Der »Fluch von Babel«, so sagte Melville, wurde in Amerika rückgängig gemacht. »Und die Sprache, die sie sprechen werden, wird die Sprache Britanniens sein«.

Daher hatte der Schmelztiegel unmissverständlich und unausweichlich einen anglozentrischen Geschmack. Ob zum Guten oder zum Schlechten – die weiße angelsächsisch-protestantische Tradition besaß für zwei Jahrhunderte einen dominierenden Einfluss auf die amerikanische Kultur und Gesellschaft, und in mancherlei Hinsicht besitzt sie ihn immer noch. Diese Tradition bildete den Standard, an welchem andere Einwanderernationalitäten sich auszurichten hatten, die Matrix, in die hinein sie sich assimilieren würden. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts beschleunigte sich allerdings die nichtangelsächsische Immigration. Europäische Bauern, die es vielleicht niemals gewagt hätten, sich weiter als 20 Meilen von ihrem Geburtsort zu entfernen, stürzten sich nun in das bislang unvorstellbare Abenteuer einer Reise über die gefährliche See, um in einem fremden Land ein neues Leben zu beginnen. Das Land war tatsächlich sehr fremd; es erzeugte in ihnen ein Gefühl und ein Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und Sicherheit. Daher tendierten sie zunächst dazu, sich an ihre Landsleute zu klammern und an die Sprache, die Schulen und Kirchen, die sie mit sich gebracht hatten. Ihre ethnischen Enklaven dienten als Probestüben, um sich neu zu orientieren und die Grundlagen einzuüben, ehe man sich in das unübersichtliche und riskante amerikanische Leben hineinbegab.

Diese Einwanderer kamen hauptsächlich aus West- und Nordeuropa. Die Angelsachsen mochten diese Neuankömmlinge zumeist nicht, sie verachteten ihr grobes Auftreten, sie fürchteten deren fremde Religionen und ihre seltsamen Bräuche. Deutsche und Skandinavier wurden als engstirnig in ihrer Treue zu ihrer Sprache und zu den Gebräuchen ihrer alten Heimat betrachtet. [...] Der schwarze Gelehrte W. E. B. Du Bois¹¹ konnte, als er in Great Barrington, Massachusetts, in den 1870er Jahren aufwuchs, bezeugen, dass »der rassistische Blickwinkel viel stärker gegen die Iren ausgerichtet war als gegen mich«.

Im gleichen Maße, wie der Zustrom an Einwanderern answoll, nahmen auch die Vorbehalte unter den Alteingesessenen zu. In den 1850er

¹¹ W. E. B. Du Bois (1868–1963): Soziologe und führender US-amerikanischer Vertreter der schwarzen Bürgerrechtsbewegung

Jahren machten Einwanderer schon die Hälfte der Bevölkerung New Yorks aus, und sie übertrafen die Zahl der eingeborenen Amerikaner auch in Chicago. Alteingesessenen-Organisationen wie die »*Supreme Order of the Star-Spangled Banner*« und ihre politische Front-Organisation, die »American Party«, formten sich und forderten einen verlängerten Einbürgerungsprozess sowie die Beschränkung der politischen Rechte für die im Ausland Geborenen. Man bezeichnete sie als die »*Know Nothings*«, weil sie, wenn sie nach ihren geheimen Eiden und Ritualen gefragt wurden, immer zu antworten pflegten: »Ich weiß von nichts«.

1856 stellten die »*Know Nothings*« sogar mit Millard Fillmore¹² einen einstigen Vorsitzenden ihrer Organisation als Kandidaten für die US-Präsidentschaft. »Unser Degenerationsfortschritt«, so bemerkte damals Abraham Lincoln, »scheint sich mir ganz deutlich zu beschleunigen. Als Nation begannen wir mit der Erklärung, dass 'alle Menschen gleich geschaffen sind'. Jetzt lesen wir das gewissermaßen als: 'Alle Menschen sind gleich geschaffen, mit Ausnahme der Neger'. Wenn die *Know Nothings* die Herrschaft übernehmen, dann wird der Satz lauten: 'Alle Menschen sind gleich geschaffen, mit Ausnahme der Neger, der Ausländer und der Katholiken'«.

Doch die »*Know Nothings*« verschwanden so schnell wieder wie sie aufgetaucht waren. In den anderthalb Jahrhunderten seitdem hat keine politische Autochthonen-Partei mehr versucht, ihren Platz einzunehmen, trotz wiederholter fremdenfeindlicher Ausbrüche. Wie vorurteilsbehaftet weiße Angelsachsen in der Praxis auch waren, so schämten sie sich doch, ihre Vorurteile als Prinzip zu propagieren. Ebenso wichtig war, dass eine expandierende Wirtschaft in einem unterbevölkerten Land eines ständigen Zuflusses neuer Hände bedurfte. Einwanderung behob den Mangel an Arbeitskräften – der ökonomische Bedarf überwand den moralischen und ästhetischen Abscheu.

Die Einwanderer vor dem amerikanischen Bürgerkrieg 1861-65 verwandelten sich konstant in Amerikaner. Die »*Frontier*« beförderte, mit den Worten ihres großen Historikers Frederick Jackson Turner¹³, »die Herausbildung einer zusammengesetzten Nationalität... Im Schmelztiegel der 'Frontier' wurden die Einwanderer amerikanisiert und befreit, sie verschmolzen zu einer Mischrasse, englisch weder ihrer Nationalität nach noch in ihren charakteristischen Eigenschaften«. Auch im Schmelztiegel der Städte schritt die Assimilierung schnell voran. [...]

¹² Millard Fillmore (1800 -1874): US-amerikanischer Politiker der Whig Party und 1850 bis 1853 der 13. Präsident der USA

¹³ Frederick Jackson Turner (1861 - 1932): US-amerikanischer Historiker. Er wird mit dem Begriff *Frontierism* in Verbindung gebracht und zählt zu den bedeutendsten Historikern der USA

III

Nach dem Bürgerkrieg kam die sog. »neue« Immigration aus Süd- und Osteuropa in die USA. Über 27 Millionen Menschen erreichten das Land in dem halben Jahrhundert seit General Lees Kapitulation bei Appomattox bis zum Eintritt der USA in den 1. Weltkrieg – mehr als die Gesamtbevölkerung des Landes 1850. Die neuen Einwanderer – Italiener, Polen, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Russen, Juden – ließen sich hauptsächlich in den Städten nieder, wo ihre bizarren Sitten, Trachten, Sprachen und Religionen neue Animositäten hervorriefen.

Doch hielt sich der alte Glaube an die Kraft von Bryces »wundersamem Lösungsmittel« weiter, der helfen sollte, George Washingtons Vision vom »einen Volk« zu erfüllen. So sehr die Neuankömmlinge auch an sozialen Vorurteilen litten, sie wurden nicht von den gesellschaftlichen Beteiligungsmöglichkeiten ausgeschlossen, wodurch sie wiederum an die fundamentalen Werte des »amerikanischen Kredos« herangeführt wurden. Die Neuankömmlinge änderten gewiss die ethnische Zusammensetzung des Landes, sie bewahrten aber auch die alte Ambition, Amerikaner zu werden.

Der penible Henry James, der nach vielen Jahren im Ausland im Jahre 1904 sein Heimatland wieder besuchte, war zunächst bestürzt über das befremdliche Gewühl auf der New Yorker Einwanderer-Ankunftsinsel Ellis Island. Aber schon bald verstand und bewunderte er den »nahtlosen Prozess der Rekrutierung unserer Rasse, der Auffüllung unseres nationalen *pot-au-feu*, der Zuführung von frischem... ausländischem Material in unser so heterogenes System«.

Obwohl er sich manchmal fragte, welchen Einfluss Immigration wohl auf die Amerikaner haben mag [...], war James doch stärker beeindruckt von der »kolossalen« Maschinerie, die so wirkungsvoll die Kinder von Einwanderern zu Amerikanern machte – der politische und soziale Habitus, der gemeinsame Schulbesuch, die Zeitungen, alles, was so verlässlich dasjenige produzierte, was James »ethnische Synthese« nannte. Durchaus ehrfürchtig sprach er dabei vom »Kessel des 'amerikanischen' Charakters«. [...]

IV

[...] Man musste nur [...] durch die großen Städte spazieren gehen, um zu sehen, dass der Prozess des »Einschmelzens« noch unvollständig war. Ethnische Minderheiten bildeten ihre eigenen Quartiere, in denen sie nach ihrer eigenen Weise lebten – nicht unbedingt in jener ihrer Herkunftsländer,

aber auch nicht gerade in der Art des anglozentrierten Amerika: in Little Italy, Chinatown, Yorkville, Harlem usw.

Aber auch die weiße angelsächsische »WASP«-Kultur zeigte wenig Neigung, ihnen den Zutritt zu Anglo-Amerika zu erleichtern. Und wenn sie es tat, wenn Barrieren fielen und neue Einwanderer Akzeptanz durch Geld oder Berühmtheit erlangten, dann lockte die Aussicht auf eine Mischehe. Indem [der britisch-jüdisch-russische Schriftsteller Israel] Zangwill sein Drama »Melting Pot« [1908] um das Thema der Ehe zwischen Menschen verschiedener Rassen und Religionen kreisen ließ, betonte der Autor, der selbst mit einer Christin verheiratet war, wo der »Schmelztiegel« unvermeidlich enden müsse – im Aufgehen unterschiedlicher ethnischer Identitäten in der neuen amerikanischen Rasse.

War ein solches Ergebnis erstrebenswert? Viele Einwanderer dachten zweifellos so. Im frühen 20. Jahrhundert sahen dies auch die meisten ihrer Kinder so. Doch bald traten einige Sprecher von Volksgruppen auf, die angetrieben wurden durch die authentische Besorgnis um ihre besonderen ethnischen Werte und zugleich durch echtes, wenn auch unbewusstes Interesse an der Erhaltung ethnischer Wählerschichten. Jüdische Kritiker tadelten Zangwill heftig: »Alles Schlimme für dich und mich, mein Bruder, der nun eingeschlossen und aufgelöst wird im Schmelztopf«, schrieb einer etwa. Sogar einige Leute angelsächsischer Herkunft missbilligten die Auslöschung pittoresker ausländischer Stammeseigenschaften zugunsten einer gesichtslosen anglozentrischen Konformität.

Der Eindruck verfestigte sich, dass der Schmelztiegel nur ein Mittel war, um anglozentrische Vorstellungen und Werte auf glücklose Immigranten zu übertragen – ein Eindruck, der durch den Aufstieg der »Amerikanisierungs«-Bewegung verstärkt wurde, die als Antwort auf die neue polyglotte Einwanderung entstanden war. Gut gemeinte Amerikanisierungsprogramme versuchten, die Assimilation voranzutreiben, indem sie den Einwanderern besondere Kurse in Sprache, Einbürgerung und amerikanischer Geschichte anboten. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 machte die Amerikanisierung schließlich zu einer zwingenden Angelegenheit. Sogar einwanderungsfreundliche Präsidenten wie Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson waren besorgt, ob »Bindestrich-Amerikaner« in einer Krise womöglich stärkere Loyalität zu ihrem Herkunftsland empfinden mochten als zu ihrer neuen Heimat.

Drei Tage nach der Versenkung der *Lusitania* durch ein deutsches U-Boot sprach Wilson in Philadelphia vor einem Publikum von frisch Eingebürgerten. »Man kann kein vollständiger Amerikaner sein«, so sagte er, »wenn man sich selbst nur in Gruppenzugehörigkeiten betrachtet. Amerika besteht nicht aus lauter einzelnen Gruppen. Ein Mensch, der sich selbst nur

als Angehöriger einer besonderen nationalen Gruppe in Amerika sieht, ist noch kein Amerikaner geworden!«

»Wir können keine »Fifty-fifty«-Loyalität in diesem Land gebrauchen«, sagte Roosevelt zwei Jahre später. »Entweder ein Mensch ist ein Amerikaner und nichts anderes, oder er ist überhaupt kein Amerikaner«. Er verurteilte solche Amerikaner, die die Welt vom Standpunkt einer anderen Nation aus betrachteten. »Wir Amerikaner sind Kinder des Schmelztiegels«, sagte Roosevelt. »Der Schmelztiegel verrichtet sein Werk nicht, es sei denn, er formt jene, die sich in ihm befinden, zu einem einzigen nationalen Humus«.

V

»Ein einziger nationaler Humus?« Nicht alle stimmten dem zu. Im Jahre 1915 schrieb Horace Kallen, ein jüdisch-amerikanischer Philosoph, einen Essay für die Zeitschrift *The Nation* mit dem Titel »Demokratie kontra Schmelztiegel«. Der Schmelztiegel, meinte Kallen, stimme weder als Faktum noch als Ideal. Was ihn im Gegenteil beeindruckte war das Fortbestehen der ethnischen Gruppierungen und ihre jeweils unterschiedlichen Traditionen. Anders als frei gewählte Bindungen, so Kallen, war das ethnische Band zugleich unfreiwillig und unabänderlich. »Männer mögen ihre Kleidung, ihre Politik, ihre Frauen, Religionen, Philosophien mehr oder weniger oft wechseln – sie können nicht ihre Großväter auswechseln. Juden oder Polen oder Angelsachsen, die aufhören wollten, Juden oder Polen oder Angelsachsen zu sein, müssten aufhören, überhaupt zu sein..«.

Ethnische Verschiedenartigkeit, so beobachtete Kallen, bereichert die amerikanische Zivilisation. Er betrachtete die Nation nicht als ein Volk, außer im politischen und administrativen Sinne, sondern eher »als ein Bündnis oder eine Gemeinschaft nationaler Kulturen ... eine Demokratie von Nationalitäten, die freiwillig und selbständig miteinander vermittlels gemeinsamer Institutionen kooperieren ... eine Vielheit in Einheit, eine Orchestrierung der Menschheit«. Diese Auffassung nannte er »kulturellen Pluralismus«.

Kallen war sich nicht ganz klar bei der Frage, wie man ethnischen Separatismus befördern könne, ohne dabei zugleich das ursprüngliche Ideal einer einzigen Gesellschaft zu schwächen. Ein Kritiker warnte, dass kultureller Pluralismus letztlich »in der Balkanisierung der Vereinigten Staaten münden würde«. Kallen machte seinen Angriff auf die anglozentrierte Assimilation allerdings zu einer Zeit, als Kritiker des »*melting pot*« vernünftigerweise die Solidität des überwölbenden Rahmenwerks

voraussetzen konnten. Weil er die politische Einheit des Landes als gegeben ansah, legte er so viel Wert auf den Schutz kultureller Unterschiedlichkeit.

Die frohe Botschaft vom kulturellen Pluralismus beschränkte sich zunächst weitgehend auf Akademiker, Intellektuelle und Künstler. Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg waren durch eine große allgemeine Entzauberung Europas geprägt – die Angst vor der Roten Gefahr, die direkt auf Fremde zielte, das Aufkommen des anti-katholischen Ku Klux Klan sowie eine Kampagne, durch die – manifestiert im Einwanderungsgesetz von 1924 – die ethnische Zusammensetzung des amerikanischen Volkes festzementiert wurde. Das neue Gesetz legte Quoten auf der Grundlage der nationalen Herkunft der Bevölkerung im Jahr 1890 fest, was den Zustrom von Einwanderern aus Süd- und Ost-Europa drastisch verminderte.

Dem fremdenfeindlichen Nationalismus der 1920er Jahre folgten in den 1930er Jahren Krisen, die auf einigen strittigen Ebenen nichtsdestotrotz das Gefühl stärkten, dass alle Amerikaner im gleichen Boot sitzen und daher ebenso zusammen an einem Strang ziehen. Die große Weltwirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg zeigten die dringende Notwendigkeit eines nationalen Zusammenhalts innerhalb eines Rahmens gemeinsamer nationaler Ideale. »Das Prinzip, auf dem dieses Land gegründet und durch das es immer regiert wurde«, so sagte Franklin D. Roosevelt 1943, »ist dies: dass der Amerikanismus eine Sache des Herzens und des Verstandes ist; er ist und war niemals eine Sache der Rasse und der Herkunft. Ein guter Amerikaner ist einer, der loyal zu seinem Land steht und zu unserem tiefen Glauben an Freiheit und Demokratie«.

VI

1944 zeigte Gunnar Myrdal keine Hemmung, dieses »amerikanische Kredo« zum gemeinsamen Eigentum aller Amerikaner zu erklären, während sein großartiges Buch *An American Dilemma* zugleich eine meisterhafte Analyse des augenfälligsten amerikanischen Versagens unternahm, diesem Kredo tatsächlich zu entsprechen: der Behandlung der Schwarzen durch das weiße Amerika.

Edle Ideale waren als gültig für alle Amerikaner propagiert worden; doch in der Praxis galten sie nur für die Weißen. Die meisten Interpretationen der nationalen Identität waren seit Crèvecoeurs Zeiten nur auf sie gemünzt. Sogar Horace Kallen, der Vorkämpfer des kulturellen Pluralismus, machte keine besonderen Angaben für schwarze, rote, braune oder gelbe Amerikaner hinsichtlich einer »Demokratie der Nationalitäten«.

Tocqueville war insofern eine Ausnahme, als er farbige Menschen in seine amerikanische Gleichung mit einbezog. In seiner üblichen Voraussicht identifizierte er den Rassismus als den unheilbaren Fehler der amerikanischen Demokratie. Die »am meisten atemberaubende Nation auf diesem Globus« habe den Roten Mann nahezu ausgerottet; die Präsenz einer schwarzen Population sei die »ehrfurchtgebietendste all jener Übel, die die Zukunft des Landes bedrohten«. Die optimistischeren Männer Emerson und Zangwill hatten die nichtweißen Nationalitäten in ihre Schmelztöpfe geworfen, Tocqueville aber verstand die rassistische Ausschließung als tief im nationalen amerikanischen Charakter verwurzelt.

Die Geschichte stützt dieses Urteil. Die weißen Siedler hatten die amerikanischen Indianer systematisch zurückgestoßen, ihre Tapfersten getötet, ihr Land besetzt und ihre Stämme abgesondert. Sie hatten Afrikaner, die auf ihren Plantagen arbeiten sollten, und sie hatten für den Bau ihrer Eisenbahnstrecken Chinesen nach Amerika gebracht. Sie hatten einen glitzernden Strauß von Freiheiten versprochen, diesen den Menschen anderer Hautfarbe aber vorenthalten. Ihre Verfassung schützte die Sklaverei, ihre Gesetze jedoch machten Unterschiede auf der Grundlage der »Rasse«. Obwohl sie schließlich die Sklaven befreiten, verschworen sie sich und entmündigten die Befreiten zu Bürgern dritter Klasse. Ihre Gesetze zur Fernhaltung der Chinesen gipfelten in der totalen Unterbindung asiatischer Immigration im Einwanderungsgesetz von 1924. Nur ganz wenigen weißen Amerikanern kam es in jenen Jahren in den Sinn, dass Amerikaner anderer Hautfarbe, ebenso wie sie selbst, sich im Genuss der gleichen Rechte und Freiheiten befanden, wie es die Verfassung versprach.

Doch das, was Bryce »die verblüffende Auflösekraft« der amerikanischen Institutionen und Ideen genannt hat, begründete gerade deren Stärke – sogar bei den am grausamsten Unterdrückten und Ausgestoßenen. Myrdals Umfragen innerhalb Afro-Amerikas zeigten gerade die ungebrochene »Treue« der Afrikastämmigen, »am amerikanischen Versprechen festzuhalten«. Ralph Bunche, einer von Myrdals Mitarbeitern, machte die Beobachtung, dass jeder, den er auf der Straße traf, gleich ob schwarz, rot, gelb oder weiß, Amerika als das »Land der Freien« und als »Wiege der Freiheit« betrachtete. Das amerikanische Versprechen, so mutmaßte Myrdal, bedeutete Schwarzen sogar noch einiges mehr als Weißen, denn es war das wichtigste Mittel, mit dem sie ihre unerfüllten Rechte einklagten. Schwarze, neue Immigranten, Juden und andere benachteiligte Gruppen, so Myrdal, »hätten wahrscheinlich kein geeigneteres System politischer Ideen erfunden haben können, das besser mit ihren Interessen übereinstimmte«.

Der Zweite Weltkrieg verlieh dem amerikanischen Kredo eine neue Schärfe. Hitlers Rassismus nötigte die Amerikaner, sich konkret und

schonungslos mit ihren eigenen rassistischen Vorurteilen zu befassen. Wie konnten Amerikaner an der Doktrin von der Überlegenheit der weißen Rasse festhalten und dabei gleichzeitig in Übersee gegen Hitlers Vorstellung von einer Herrenrasse kämpfen? Wie konnten Amerikaner es Chinesen weiterhin verbieten, Amerikaner zu werden, während China gleichzeitig ein vertrauenswürdiger amerikanischer Allierter war? Wenn der Krieg schon nicht dem amerikanischen Rassismus ein Ende bereite, so beförderte er die rassistische Bigotterie zumindest doch in den Untergrund. Das erneute Darüber-Nachdenken bei rassistischen Themen forderte das Gewissen der Mehrheit heraus, während es seinerseits das Selbstbewusstsein der Minderheiten anhob.

Gestärkt durch das Kredo begannen die Schwarzen, sich für gleiche Chancen in der Arbeitswelt einzusetzen, bekämpften die Rassentrennung in den Streitkräften und kämpften in ihren eigenen Einheiten an vielen Fronten. Nach dem Krieg hob die lange aufgeschobene Bürgerrechtsbewegung das schwarze Selbstvertrauen. Der Zusammenbruch des weißen Kolonialismus in der ganzen Welt und das Erscheinen unabhängiger schwarzer Staaten auf der Landkarte tat ein Übriges.

Überall in Amerika begannen Minderheiten, ihren Stolz zu bekunden und ihre Rechte einzufordern. Auch die Frauen, eine »Minderheit«, die in den USA tatsächlich eine numerische Mehrheit bildete, suchten nun politische und ökonomische Gleichheit. Juden fanden neue Solidarität vor dem Hintergrund des Holocausts und angesichts der Errichtung eines jüdischen Staates in Israel. Änderungen in der Einwanderungsgesetzgebung ließen die Zahl jener dramatisch anschwellen, die aus Spanisch sprechenden und aus Ländern Asiens in die USA gelangten – einem allgemeinen Gesetz folgend, beharrten sie dabei auf ihren eigenen Vorrechten. Die amerikanischen Indianer mobilisierten sich, um ihre Rechte und ihr Land zurückzufordern, lange nachdem es vom Weißen Mann in Besitz gebracht worden war; ihre Wortführer wiesen gar die historische Festlegung zurück, wonach sich die Indianer ihren verdienten Stolz zurückgeholt und sich selbst Ureinwohner Amerikas genannt hatten.

Die Bürgerrechtsbewegung rief bei der inzwischen schon lange anhaltenden »neuen Einwanderung« aus Süd- und Osteuropa, bei Italienern, Griechen, Polen, Tschechen, Slowaken und Ungarn neue Ausdrucksweisen ethnischer Identität hervor. Der ethnische Enthusiasmus wurde verstärkt durch den »Dritte-Generationen-Effekt«, auch als »Hansens Gesetz« bekannt, benannt nach Marcus Lee Hansen, dem großen Pionier der Einwanderungsgeschichte: »Was der Sohn zu vergessen wünscht, dessen wünscht sich der Enkel wieder zu erinnern«.

Ein weiterer Faktor nährte kraftvoll die Leidenschaft für die eigenen Wurzeln: der abnehmende amerikanische Optimismus hinsichtlich der Zukunft des Landes. Zwei Jahrhunderte lang waren die Amerikaner zuversichtlich gewesen, dass das Leben für ihre Kinder besser werden würde, als es für sie selbst gewesen war. In ihrer ausgelassenen Jugendzeit hatten die Amerikaner die Vergangenheit verachtet und sich, wozu sie John Quincy Adams aufforderte, nach vorn auf ihre Nachwelt konzentriert statt rückwärts auf ihr Vorfahren. Inmitten der Vorboten des nationalen Abschwungs begannen die Amerikaner nun, weniger nach vorn zu schauen, dafür aber mehr zurück. Der anwachsende Kult der Ethnizität war ein Symptom des abnehmenden Vertrauens in die amerikanische Zukunft.

VII

Ethnisch als Wort hat eine lange Geschichte. Ursprünglich bedeutete es »Ungläubiger« oder »Heide«. Einige jedoch meinten, es habe etwas zu tun mit Rasse oder Nation. In diesem Sinne waren alle, sogar die Lowells und die Cabots, Angehörige einer ethischen Gruppe. Damals freilich, als Henry James das Wort in *The American Scene* benutzte, hatte *ethnisch* schon den Beiklang von »Fremdartigkeit«. Seit den 1960er Jahren meint seine Anwendung definitiv nicht-angloamerikanische Minderheiten – eine völlig inakzeptable Umkehrung seiner ursprünglichen Bedeutung.

Mittlerweile hat das Hauptwort *Ethnizität* sein modernes Debüt 1940 mit W.-Lloyd Warners sog. Yankee-City-Untersuchungen erlebt. Aus seinen moderaten Anfängen in diesen soziologischen Studien bewegte sich *Ethnizität* mit Macht hinauf auf die Haupttribüne des öffentlichen Diskurses. Die 200-Jahr-Feiern zur US-amerikanischen Unabhängigkeit, der 100-jährige Geburtstag der Freiheitsstatue – jeder wandte sich damals ab von der Idee des Schmelztiegels und hin zu den Spektakeln der ethnischen Unverwechselbarkeit.

Der Druck in Richtung auf den neuen Kult der Ethnizität kam weniger aus Richtung der ethnischen Minderheiten in ihrer Gesamtheit als vielmehr von ihren oft selbsternannten Fürsprechern. Die meisten Volksgruppenangehörigen, Weiße wie Nicht-Weiße, sahen sich selbst vornehmlich als Amerikaner. »Die Begierde nach 'geschichtlicher Identität'«, so Gunnar Myrdal auf dem Höhepunkt der ethnischen Begeisterung, »ist in keinerlei Hinsicht eine Volksbewegung. Solche Sehnsüchte wurden durch wenige gut etablierte Intellektuelle, Professoren und Autoren geweckt – meist, wie ich vermute, solchen der dritten Generation«. Nur wenige, so Myrdal, machten sich die Mühe, sich direkt an ihre eigene ethnische Gruppe zu wenden. Er fürchte, fügte Myrdal mit einer gewissen Verachtung hinzu,

dass diese Bewegung nichts anderes als »intellektueller Oberklassen-Romantizismus« sei.

Mit ausreichend Öffentlichkeitszugang und Zeit ausgerüstet konnten Ideologen sich dennoch ein Publikum schaffen. Mit einem klar umrissenen Interesse an ethnischer Identifikation wiesen Wortführer ethnischer Minderheiten das Ideal der Assimilierung zurück. Der »Schmelztiegel«, so hieß es, würde Menschen verletzen, indem es ihr Selbstbewusstsein unterminiere. Heroen oder, wie es in ihrem Jargon heißt: Vorbilder aus der eigenen ethnischen Vergangenheit würden ihnen vorenthalten. Jetzt wird stattdessen die »nicht einschmelzbare Ethnie« gepriesen.

Nach einer Anhörung ethnischer Wortführer, die die »*Melting-Pot*«-Idee als eine Verschwörung zur Homogenisierung Amerikas bezeichneten, verabschiedete der US-Kongress 1974 ein Gesetz über das Untersuchungsprogramm zum ethnischen Erbe – ein Gesetz, das die ethnische Ideologie auf alle Amerikaner anwandte und welches das historische Recht der Amerikaner umfasst, ihre eigene ethnische Identität selber festzulegen. Das Gesetz freilich ignorierte völlig jene Millionen – sicherlich die Mehrheit der Amerikaner –, die es strikt ablehnen, mit irgendeiner besonderen ethnischen Gruppe identifiziert zu werden.

Die ethnische Aufwallung (sie lässt sich kaum als ein Wiederaufblühen bezeichnen, denn sie hatte keinerlei Vorbild) begann als ein Zeichen des Protests gegen die anglo-zentrierte Kultur. Sie wurde inzwischen zum Kult. Heute droht diese Aufwallung zu einer Art Konterrevolution zu werden: gegen die ursprüngliche Theorie von Amerika als »*one people*«, mit einer gemeinsamen Kultur in einer geeinten Nation.

2

Geschichte als Waffe

Geschichtsschreibung ist eine alte, ehrbare Profession mit besonderen Regeln und Zwecken. Die erstrebenswerten Ziele eines Historikers sind Genauigkeit, analytische Durchdringung und objektive Darstellung bei der Aufbereitung der Vergangenheit. Doch Geschichte ist sehr viel mehr als nur eine akademische Disziplin irgendwo oben im Elfenbeinturm. Sie spielt ebenso ihre eigene Rolle für die Zukunft von Nationen.

Geschichte ist für eine Nation ungefähr das Gleiche, was die Erinnerung für das Individuum ist. So wie ein Individuum, das seiner Erinnerung verlustig gegangen ist, orientierungslos wird und sich verirrt, weil es nicht mehr weiß, wo es gerade war und wohin es gehen will, so wird ein Volk, dem die Vorstellung von seiner Vergangenheit entzogen wird, daran gehindert, sich mit seiner Gegenwart und seiner Zukunft zu befassen. Als ein Mittel, nationale Identität zu definieren, erscheint Geschichte zugleich auch als Möglichkeit, die Geschichte zu formen. Geschichtsschreibung entwickelt sich von der Kontemplation zur Waffe. »Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft«, lautet der Parteislogan in George Orwells Buch »1984«, »und wer die Gegenwart kontrolliert, kontrolliert die Vergangenheit«.

I

Wir Geschichtswissenschaftler tun unser Äußerstes, um die Standards unseres Geschäfts zu sichern. Der Himmel allein weiß, wie bestürzend oft wir unsere Ideale verfehlen, wie traurig unsere Interpretationen überlagert und verzerrt werden durch unbewusste Voreingenommenheiten, wie Rassen- und nationale Vorurteile uns blind machen für die eigene Einseitigkeit. Wir bleiben Geschöpfe unserer jeweiligen Zeit, Gefangene unserer eigenen Erfahrung – wie alle sündigen Sterblichen hin- und hergerissen zwischen Parteinahme, Vorurteil, Dogma, Furcht und Hoffnung.

Der Lichtkegel, den wir in das Dunkel der Vergangenheit richten, wird durch unsere eigenen Besorgnisse gelenkt, die wir aus der Gegenwart beziehen. Wenn neue Themen sich in unsere Gegenwart und in unser Leben hineindrängen, werfen sie ein scharf konturiertes Licht auf Dinge, die immer schon da waren, die frühere Historikergenerationen aber manchmal aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht haben. In diesem Sinne mag die Feststellung gelten, dass die Gegenwart die Vergangenheit wiedererschafft.

Historiker müssen immer nach dem unerreichbaren Ideal der Objektivität streben. Aber in dem Maße, wie wir auf gegenwärtige Notwendigkeiten reagieren, beuten wir manchmal leider auch die Vergangenheit für nicht unbedingt »historische« Zwecke aus. Wir greifen uns etwas aus der Vergangenheit oder projizieren etwas auf sie, was unsere eigene Gesellschaft oder Ideologie betrifft. Auf diese Weise zurechtgebogen wird Geschichte weniger ein Instrument interessenfreier intellektueller Untersuchung als vielmehr eines des sozialen Zusammenhalts und der politischen Zweckbestimmung.

Menschen leben vermöge ihrer Mythen, und einige mögen argumentieren, dass man die Fakten zurecht ausschmücken darf, wenn die Ausschmückung einem höheren Interesse dient, etwa dem Wohlergehen eines Volkes oder der Heraushebung einer Rasse. Es mag wichtiger erscheinen, auf diese Weise die Fiktion eines Zusatznutzens aufrechtzuerhalten als sich um die »reine« Geschichte zu kümmern – insbesondere, wenn es ohnehin nirgends so etwas wie eine »reine« Geschichte gibt. Dies könnte Platon gemeint haben, als er im »Staat¹⁴« den Vorschlag zur »edlen Lüge« machte.

Besonders Übereifrige sind freilich allzu gerne bereit, »edlen Lügen« mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Die Korrumpierung von Geschichte durch den Nationalismus ist hier aufschlussreich. Der Nationalismus bleibt auch nach zwei Jahrhunderten die vitalste politische Gefühlsäußerung in der Welt – weitaus vitaler als gesellschaftliche Ideologien wie Kommunismus, Faschismus oder gar die Demokratie. Doch der Nationalismus war nicht das Produkt einer spontanen Erschaffung. »Nationalismus ist kein Erwachen von Nationen aus ihrer Befangenheit«, wie Ernest Gellner einmal sagte, »er erfindet Nationen dort, wo sie gar nicht existieren«. Nationalismus wurde von Intellektuellen im Interesse von aufstrebenden Eliten entwickelt und danach unter den dafür aufgeschlossenen Massen verbreitet. Und er entwickelt sich kontinuierlich weiter, weil er machtvolle Emotionen aus Geschichte und lokaler Verbundenheit anzapft und dem individuellen Leben in einem zunehmend verwirrend erscheinenden Universum eine Bedeutung verleiht.

Heute ergreift das nationalistische Fieber den gesamten Globus. Im Westen versetzt die nationalistische Ansteckung Irland und Israel in Aufruhr, sie entzweit Belgien, Zypern und Kanada, und sie erhebt sich in Britannien, Korsika und im Baskenland. Der Nationalismus brach das Sowjetimperium entzwei und bedroht nun auch die Sowjetunion selbst. In der Dritten Welt ließ der Nationalismus, indem er den westlichen Kolonialismus überwand, eine ganze Anzahl neuer Staaten entstehen, große und kleine, die sich oftmals

¹⁴ Das polit-philosophische Hauptwerk des antiken griechischen Denkers

bis aufs Messer bekämpfen und dabei alte Streitigkeiten aus der Geschichte wieder beleben.

Innerhalb von Nationalstaaten bedient sich der Nationalismus der Gestalt der Ethnizität oder des Tribalismus. Ob in Indien, Burma, Sri Lanka, Indonesien, Irak, Äthiopien, Nigeria, Angola, Trinidad oder Guyana – in der Dritten Welt kämpfen ethnische Gruppen von Land zu Land um Macht und, in einigen verzweifelten Fällen, ums Überleben. Die ethnische Aufwallung in Amerika, weit entfernt davon, einzigartig zu sein, ist ein Teil dieses Fiebers.

II

Die Anrufung der Geschichte ist unverzichtbar für Nationen und Gruppen, die sich anschicken, sich selbst zu finden. Wie anders kann ein Volk die Legitimität seines besonderen Charakters festigen, die Fortdauer seiner Traditionen, die Richtigkeit seines eingeschlagenen Kurses?

Geschichte wird oft als Rechtfertigung der herrschenden Klasse heraufbeschworen. »Die Vergangenheit«, schreibt der britische Historiker J. H. Plumb, »war immer die Dienstmagd der Herrschenden«. Das ist Geschichte aus der Platzhirsch-Perspektive, geschaffen, um zu zeigen, wie edel, tugendhaft und letztlich unvermeidlich das bestehende Gefüge der Macht ist. Dadurch werden der Status quo bestätigt und die Methoden, durch die die Macht erworben und bewahrt wird; man könnte es vielleicht »rechtfertigende Geschichte« nennen.

Die Geschichte vergangener Zeiten wird angerufen, um den Opfern der Macht ihr Recht zu geben oder jene zu rehabilitieren, die sich dem Status quo widersetzt haben. Isaiah Berlin beschrieb, wie die »erniedrigten und besiegten Deutschen« im frühen 19. Jahrhundert schließlich gegen die arroganten Franzosen zurückschlugen:

Die Deutschen entdeckten bei sich selbst Eigenschaften, die ihre Peiniger weit überragten. Sie kontrastierten ihre eigene tief-innere Spiritualität, ihre wahrhafte Bescheidenheit, ihr selbstloses Streben nach echten Werten – einfach, edel, unvergleichlich – mit den reichen, weltzugewandten, erfolgreichen, oberflächlichen, glatten, herzlosen und moralisch entleerten Franzosen. Diese Einstellung steigerte sich zu einem Fieberanfall während des nationalen Widerstands gegen Napoleon. Sie war in der Tat die ursprüngliche Gestalt der Reaktion von Vielen in einer unterentwickelten, ausgebeuteten oder zumindest bevormundeten Gesellschaft, die, verbittert über ihre offenkundige Unterlegenheit, mit einer Hinwendung zu

realen oder eingebildeten Triumphen ihrer Geschichte reagierte oder zu beneidenswerten Attributen ihres eigenen nationalen oder kulturellen Charakters... Daher auch bei Menschen, die von Minderwertigkeitsgefühlen getrieben werden, die Wertschätzung für ihre wirkliche oder nur imaginierte reiche Vergangenheit, weil diese eine womöglich noch glänzendere Zukunft verspricht.

Das ist Underdog-Geschichte, geschaffen, um zu demonstrieren, was Bertrand Russell einst die »überlegene Eigenschaft der Unterdrückten« nannte, die sich eine vergangene Glorie und einstige Erfolge herbeierfinden oder sie übertreiben. Man könnte es vielleicht »Kompensierungsgeschichte« nennen.

Beide, die entlastende und die kompensierende Geschichtsbetrachtung, bedienen sich der Vergangenheit, um die Zukunft zu gestalten. 70 Jahre lang praktizierten sowjetische Wissenschaftler eine machtrechtfertigende Geschichtsbetrachtung, indem sie gewissenhaft jede Windung und Wendung der Parteilinie und jede Laune der Kreml-Diktatoren verteidigten. Dann kam Gorbatschow – und mit ihm *Glasnost*, deren weiterer, überfälliger Verlauf zur Emanzipation der Geschichtswissenschaft führte.

Zum allerersten Male waren sowjetische Historiker frei, Geschichte wahrheitsgetreu wiederzugeben – frei, die Säuberungswellen und die GULAGs zu beschreiben, Stalin und sogar Lenin zu entmythologisieren, Bucharin und selbst Trotzki neu zu bewerten, den Hitler-Stalin-Pakt von 1939 zu verurteilen, Stalins UdSSR einen totalitären Staat zu nennen und selbst die hochheilige Revolution Zweifeln zu unterziehen. »Eine neue Zukunft bedarf einer neuen Vergangenheit«, sagte Eric Foner von der Columbia University nach vier Monaten als Dozent an der Moskauer Staats-Universität. »Um diese weitreichenden Veränderungen zu legitimieren, zeichnen die Presse und die offiziellen Stellen die Geschichte der Sowjet-Ära jetzt in den düstersten Farben«. So, wie die Geschichte auf Parteilinie ein Instrument der Diktatur war, so ist aufrichtige Geschichtsschreibung ein Werkzeug der Demokratie.

In Japan bestand die Festlegung der Regierung auf eine Schuld zurückweisende Geschichtsbetrachtung in der kontinuierlichen Weigerung, Verantwortung zu übernehmen für Aggressionen und Grausamkeiten, die das Land vor einem halben Jahrhundert begangen hatte. Uneinsichtig beschreiben japanische Schulbücher die Eroberung Koreas durch Japan und seine Invasion Chinas in derart verniedlichender Weise, dass sie offizielle Proteste von Seoul und Peking provozieren. Jungen Japanern wird beigebracht, ihr Land als Opfer und nicht als Verursacher des Kriegs im Pazifik zu sehen.

Als der herausragende Geschichtswissenschaftler Prof. Saguro Ienaga versuchte, wie er im Vorwort der englischen Ausgabe seines bemerkenswerten Buches *The Pacific War* schrieb, »dem japanischen Volk die ungeschminkten Realitäten des Krieges zu zeigen«, wurde eine offizielle Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Japanische Gerichte unterstützten die Zensur, die Ienagas Tatsachenbeschreibung von der japanischen Vergewaltigungsorgie in Nanjing 1937 betraf. Je weniger der japanischen Jugend die wahre Geschichte des Krieges gelehrt werde, so beobachtete Ienaga, umso größer erscheine das Risiko einer »vergleichbaren Gefahr« in den kommenden Jahren.

Im Verlauf der 1960er Jahre mussten deutsche Historiker dazu übergehen, die Verbrechen Hitlers als eine einzigartige Verantwortung Deutschlands zu akzeptieren und die Ursprünge des Nazismus zurückzuführen auf die Geschichte und Kultur Deutschlands im 19. Jahrhundert. Allerdings setzte die Wiederbelebung des deutschen Nationalismus in den 1980er Jahren eine wissenschaftliche Kampagne in Gang, die die nationale Vergangenheit zu beschönigen versuchte. Hitlers Verbrechen, so argumentierten einige einflussreiche Historiker, wären weder einzigartig noch wären sie besonders deutsch. Alles, was Hitler tat, war eine Imitierung der von Stalin erfundenen Genozidpolitik, indem er »Rasse« für »Klasse« austauschte. Zweifellos habe Hitler schreckliche Dinge getan, aber andere Länder hätten ebenfalls vergleichbare Grausamkeiten begangen, ohne unter der gleichen internationalen Missbilligung leiden zu müssen. Die Nazi-Ideologie wäre zwar schändlich, aber keine fundamentale Eigenschaft der Deutschen, sondern eher eine Sache von Unglück und Abirrung.

Franz-Josef Strauß, der konservative Politiker, sagte es einmal so: Die Deutschen dürften sich den Blick auf ihre ruhmreiche Geschichte »nicht durch die Sichtblenden dieser verfluchten 12 Jahre zwischen 1933 und 1945 verstellen lassen. Die deutsche Geschichte kann nicht als eine endlose Kette von Verfehlungen und Verbrechen dargestellt werden«. Michael Stürmer, ein konservativer Historiker, kritisiert die deutsche »Besessenheit von ihrer Schuld« und plädiert für eine neue Bejahung nationaler Identität. Stürmer erkennt, was auf dem Spiel steht: »Orientierungsverlust und Identitätssuche sind Geschwister... Jeder, der glaubt, dass dies keine Auswirkung auf die Politik und auf die Zukunft hat, ignoriert die Tatsache, dass in einem Land ohne Geschichte derjenige die Konzepte definiert, der die Erinnerung besetzt, und der gewinnt die Zukunft für sich, der die Vergangenheit interpretiert«.

Geschichte ist eine Waffe. Vielleicht hat die Tschechen ihre eigene wechselhafte nationale Geschichte – von der Demokratie zum Nazismus zum Kommunismus und wieder zurück zur Demokratie binnen eines halben Jahrhunderts – gegenüber Manipulationen ihrer Historie besonders

empfindlich werden lassen. »Der erste Schritt, ein Volk zu liquidieren, besteht darin, seine Geschichte auszulöschen«, sagt ein Historiker in Milan Kunderas Roman *Das Buch vom Lachen und Vergessen*. »Zerstöre seine Bücher, seine Kultur, seine Geschichte. Danach lasse jemand anderes neue Bücher schreiben, schaffe eine neue Kultur, erfinde eine neue Geschichte. Binnen Kurzem wird die Nation anfangen zu vergessen, was sie ist und was sie war«. »Der Kampf des Menschen gegen die Macht«, sagt eine andere Romanfigur, »ist der Kampf der Erinnerung gegen das Vergessen«.

Vaclav Havel, tschechischer Dramatiker und Präsident des Landes, machte in Gegenwart des österreichischen Präsidenten Kurt Waldheim eine besondere Bemerkung: »Derjenige, der Angst davor hat, sich seiner eigenen Vergangenheit zu stellen«, so Havel, »muss notwendigerweise das fürchten, was vor ihm liegt... Zu lügen kann uns niemals vor der Lüge bewahren. Diejenigen, die die Geschichte fälschen, können die Freiheit nicht schützen, sondern gefährden sie... Die Wahrheit macht uns frei von Furcht«. Ehrlicher Umgang mit Geschichte ist eine Waffe der Freiheit.

III

Amerikanische Geschichte wurde lange im Interesse weißer, männlicher angelsächsischer Protestanten geschrieben. Mein Vater, der in den 1890er Jahren in Xenia aufwuchs, einer Kleinstadt in Ohio mit bedeutenden deutschen, irischen und schwarzen Bevölkerungsgruppen, fragte einmal seinen Vater, der als Kind aus Deutschland eingewandert und dessen großes Vorbild der amerikanische Armeeeoffizier, Politiker und Reformier Carl Schurz gewesen war, warum die Schulbücher immer nur England als das eine und einzige Mutterland beschrieben. Der trockene Kommentar meines Großvaters war, dass offenbar die einzigen Deutschen, die einer Erwähnung wert seien, »die Hessen sind, die auf der falschen Seite im Unabhängigkeitskrieg gekämpft hatten«. Iren und Schwarze kamen in den Schulbüchern noch schlechter weg, und die einzigen guten Indianer waren tote Indianer. Nicht-»WASPs«, also Menschen, die weder weiß, angelsächsisch noch protestantisch sind, waren die unsichtbaren Männer (und Frauen) der amerikanischen Vergangenheit.

Die anglozentrische Dominanz der Schulbücher basierte zum Teil auf unanfechtbaren Tatsachen. Sei es zum Guten oder Schlechten – die amerikanische Geschichte wurde mehr als von irgendetwas anderem durch die britische Tradition und Kultur geformt. Wie Andrew Hacker, ein Politologe der Queens-Universität, es einmal ausdrückte, mag uns dieser Befund gefallen oder nicht: »Die maßgeblichen Entscheidungen in der Geschichte dieses Landes wurden zum weit überwiegenden Teil von weißen christlichen Männern gefällt«. Diese vielleicht beklagenswerte, doch kaum zu

bezweifelnde Tatsache zu leugnen würde die Geschichte verfälschen. Doch die Geschichte kann ebenso verfälscht werden durch die Verdrängung noch hässlicherer Aspekte der angelsächsischen Herrschaft: Gefühllose Diskriminierungen gegen später angekommene Immigranten, brutaler Rassismus gegenüber nichtweißen Minderheiten sowie die Schaffung eines exzessiven Mythos von den eigenen Vorfahren.

Die Mythenbildung begann schon in Parson Weems Biographie über George Washington. Während die anglozentrischen Mythen sich entfalteten, mussten sie manchmal sogar gegen die Briten selbst in Schutz genommen werden. Die Anglophobie starb nur langsam in den USA, und trotz der aktuellen Theorie einer anglo-sächsischen kulturellen Verschwörung gehörten amerikanische »WASPs« – von dem Adams' im 18. Jahrhundert bis zu den Lodges im 20. – immer zu den führenden Anglophoben.

Nach dem I. Weltkrieg wurde gegen pro-britische Propaganda in amerikanischen Unterrichtswerken von Seiten patriotischer Organisationen gehetzt, die davon überzeugt waren, dass die Briten die USA heimtückisch in den Krieg hineingezogen hätten, ähnlich wie 30 Jahre später eine neue Generation von Superpatrioten gegen pro-sowjetische Propaganda zu Felde zog. Gelehrten wurde der Vorwurf gemacht, sich für britisches Gold zu verkaufen und in Verschwörungen verstrickt zu sein, um die Republik wieder in das Empire einzugliedern. Offizielle Untersuchungen wurden gegen "anglisierte" Bücher in New York City, Washington D.C., St. Louis und anderswo eingeleitet. Wisconsin, Oklahoma und Oregon verabschiedeten Gesetze zur »Reinhaltung der Geschichte«.

Als William Hale Thompson 1927 sich um das Bürgermeisteramt in Chicago bewarb und sich dafür der Unterstützung von Colonel McCormicks anglophobischer *Chicago Tribune* versicherte, griff er begierig dessen Agitation auf und versprach, »König Georg eins auf die Nase zu geben«, wenn er es wagen sollte, nach Chicago zu kommen. In seinem Buch *New Viewpoints in American History* schrieb mein Vater einen ironischen Satz über die Abgeordneten, die George V. gegenüber ihre Referenz »am Grab George Washington, des größten Abtrünnigen und größten Rebellen eines verflossenen Jahrhunderts« ableisteten. Nachdem er *New Viewpoints* auf einer Lektüreliste der Universität von Chicago entdeckt hatte, brandmarkte Big Bill Thompson das »unverschämte Buch« und seinen ebenso infamen Autor dafür, dass er den geheiligten Übevater seines Landes derart charakterisiert hatte. Ein Gefolgsmann Thompsons, ein Mann vom Schlage Damon Runyons mit Namen Sport Herrmann, versuchte, das »vom Verrat angesteckte« Buch aus der öffentlichen Bibliothek zu verbannen. Dort wurde er allerdings enttäuscht. Und so kaufte Sport sich selbst ein Exemplar des Buches und verbrannte es in einem patriotischen Flammenfanal.

Big Bill Thompson, ein früher Multikulturalist, war entschlossen, nicht nur »die Diffamierung amerikanischer Helden zu stoppen«, sondern auch dafür zu sorgen, dass den »Helden irischer, polnischer, deutscher, holländischer, italienischer und anderer Herkunft« Gerechtigkeit widerfahren werde. In gleicher Weise, wie herrschende Gruppen an ihrem Reigen selbstrechtfertigender Mythen festhalten, so suchen ausgeschlossene Gruppen wiederum eine eigene Gegenbestätigung in ihrer besonderen kulturellen und historischen Würde und im feierlichen Beschwören von Mythen, oft dabei auf jene Art und Weise übertreibend, wie dies so gut von Isaiah Berlin beschrieben wurde – als ihre eigenen verkannten Beiträge zur Schaffung Amerikas.

IV

Die ethnischen Enklaven entwickelten dazu eine kompensatorische Literatur. Von Gruppengroll, aber auch von Stolz inspiriert, erliegt diese Literatur sehr häufig der platonischen Versuchung »edler Lügen«. Prof. John V. Kelleher, der bedeutende irisch-amerikanische Harvard-Wissenschaftler, lieferte uns ein sanft-satirisches Zeugnis dafür an einem irischen Beispiel:

»Meine erste Begegnung mit irisch-amerikanischer Geschichte in geschriebener Form geschah anhand von Artikeln, wie sie gewöhnlich in kleineren katholischen Magazinen oder in Ausgaben der Bostoner Sonntagszeitungen erschienen. Kleine, aber bombastische Essays über die Tatsache, dass die Kontinentalarmee im amerikanischen Revolutionskrieg zu 76 Prozent aus Iren bestand. Oder dass viele von George Washingtons engsten Freunden Nonnen oder Priester gewesen waren. Oder dass Präsident Abraham Lincoln die wichtigsten Ideen für seine zweite Inaugural-Ansprache vom Ehrenwerten Francis P. Mageghegan aus Alpaca, New York, empfing, einem Pionier der Herstellung gusseiserner Rosenkranzperlen«.

Prof. Kelleher hat dies die »Da-gibt's-immer-einen-Iren-im-Hintergrund-der-die-eigentliche-Arbeit-macht«-Einstellung zur amerikanischen Geschichte genannt.

Solcher Ethno-Chauvinismus war allerdings weitgehend begrenzt auf Stammesfeierlichkeiten. Sogar in Boston und Umgebung, wo die Iren die Schulaufsicht und die Aufsicht über die öffentlichen Bücherhallen dominierten, machten sie keinerlei Anstalten, den öffentlichen Schulen ihre kompensatorische Geschichtsbetrachtung in den Curricula aufzudrängen. Je mehr die Iren in der amerikanischen Gesellschaft aufstiegen, so erinnerte

sich Kelleher, umso mehr verschwanden die pietistischen Artikel aus der Bostoner Presse. »Heute ist kaum noch einer zu entdecken«, schrieb er 1960, »nicht einmal um den 17. März herum, dem St. Patrick's Day. Ich frage mich, wer heute wohl das Hauptkontingent einer Kontinentalarmee dieser Tage stellte«. (Die Antwort wäre wahrscheinlich: Schwarze und Juden.)

Kelleher geriet über die Iren ungefähr im Frühling jenes Jahres ins Grübeln, als ein irischer Katholik – John F. Kennedy – zum Präsidenten der USA gewählt wurde – ein Signal schließlich erreichter Akzeptanz, das die Irisch-Amerikaner vom Zwang zur ethnischen Stimmungsmache befreite.

Menschen aus Gruppen, die mal von ganz unten angefangen hatten, könnten, wenn sie es mal zu etwas gebracht hätten, schließlich damit enden, den anglozentrischen Kanon zu verteidigen. Peggy Noonan, die charmante und witzige irisch-amerikanische Ghostwriterin für den zweiten irisch-amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan, drängte darauf, dass Immigranten nicht etwa in die Heldentaten ihrer eigenen Leute instruiert werden, sondern vielmehr in die »großen, einheitsstiftenden Erzählungen, die die Träume, die charakteristischen Eigenschaften und die besondere Geschichte Amerikas bestimmen...«. Andernfalls würden wir, so sagte sie, »wenn das Wiedererzählen unserer Vergangenheit durch den modernen zwanghaften Skeptizismus mit seiner schlecht durchdachten Verachtung dominiert, aufhören, Amerika zu sein«.

Kaum ein anderer hat in den letzten Jahren mit so großem Zorn das wissenschaftliche Eiferertum verurteilt wie Prof. Allan Bloom, der jüdisch-amerikanische Autor von *The Closing of the American Mind*. »Wir hören für gewöhnlich, wie unseren Gründervätern der Vorwurf des Rassismus gemacht wird, dass sie Mörder der Indianer und Vertreter von Klasseninteressen gewesen seien«, schrieb er und verurteilte die Ankläger dafür, »unsere Überzeugung zu schwächen von der Wahrheit, ja der Überlegenheit der amerikanischen Prinzipien und unserer Heroen«.

Anklagen sind ein kurzlebiges Phänomen, nichts, worüber man sich erregen sollte. Wenn es irgendetwas Positives anzumerken gibt, tauchen die Ankläger immer zur gegebenen Zeit auf. Der britische Geschichtsjournalist Paul Johnson kann sogar noch aus Präsident Calvin Coolidge einen Helden machen. Geschichte schreitet fort durch kritische Prüfung und Gegenprüfung. Oder, wie es der große niederländische Historiker Pieter Geyl einmal auf den Punkt gebracht hat: »Geschichte ist wahrlich eine Auseinandersetzung ohne Ende«.

V

Iren und Juden hatten ihren »Knorpel-Anteil« im amerikanischen Kochkessel, aber letztendlich schafften sie es doch – eben daher auch das Erscheinen von Leuten wie Noonan und Bloom als Verteidiger anglozentrischer Wahrheiten. Ihre Situation ist allerdings grundverschieden von der Situation nicht-weißer Minderheiten. Diese sehen sich nicht mit Snobismus konfrontiert, sondern mit Rassismus.

Im Verlauf beinahe der ganzen amerikanischen Geschichte betrachteten weiße Amerikaner ihre farbigen Landsleute schlicht als minderwertig und nicht assimilierbar. Erst in der 1960er Jahren wurde Integration als ein weitgehend akzeptiertes nationales politisches Ziel begriffen. Aber auch damals, als die gesetzlichen Hindernisse für die Integration fielen, blieb es bei sozialen, ökonomischen und psychologischen Widerständen. Schwarze und Indianer konfrontierten die amerikanische Demokratie mit ihrer tragischsten Herausforderung.

Sowohl schwarze als auch rote Amerikaner haben allen Grund, nach einer Neuausrichtung der historischen Gerechtigkeit zu suchen. Freilich, den Indianern mangelt es, im Gegensatz zu den Afro-Amerikanern, an Bevölkerungszahl, politischer Einigkeit, an öffentlicher Sichtbarkeit und an politischem Gewicht. 12 Prozent der Amerikaner sind schwarzer Hautfarbe, und der spürbare Druck, Ungerechtigkeiten in der wissenschaftlichen Forschung der Vergangenheit zu korrigieren, geschieht meist von ihrer Seite. Und tatsächlich: die Grausamkeit, mit der weiße Amerikaner schwarze Amerikaner behandelten, wurde verschlimmert durch die Ungerührtheit, mit der weiße Historiker die schwarze Geschichte behandelt haben.

Derlei taten sogar die besten Geschichtswissenschaftler wie Frederick Jackson Turner, der das Thema der Sklaverei lediglich als einen »Unfall« abtat, wenn man die amerikanische Geschichte »richtig betrachtet«. Oder Charles und Mary Beard, die in ihrem berühmten Buch *The Rise of American Civilization* die Schwarzen als passiv in der Sklaverei und lächerlich in der Wiederaufbauzeit (1865–1877) nach dem amerikanischen Bürgerkrieg beschrieben und nur eine einzige schwarze Leistung anerkannten: die Erfindung des *Ragtime*. Oder Samuel Eliot Morison und Henry Steele Commager, wenn sie über den kindlich-sorglosen Sambo¹⁵ der alten Plantagen schrieben. Man kann durchaus mit W. E. B. Du Bois' Zorn sympathisieren, nachdem dieser die von Weißen geschriebenen Geschichten über die Sklaverei und den Wiederaufbau nach 1865 gelesen hatte. Er war, so berichtet er, »buchstäblich entgeistert darüber, was amerikanische Historiker auf diesem Gebiet angerichtet haben... eine der

¹⁵ Afroamerikanischer Junge in einem berühmten US-amerikanischen Kinderbuch

stupendesten Anstrengungen, die die Welt jemals erlebte, um menschliche Wesen zu diskreditieren..«.

Das Vorhaben, diese Ungleichgewichtigkeit zu korrigieren, haben in den vergangenen Jahren sowohl weiße als auch schwarze Historiker auf vorzügliche Weise angepackt. Mit größter Sorgfalt und sehr überzeugend haben Wissenschaftler die hergebrachten Urteile über die Sklaverei, über die Wiederaufbauperiode und über die Rolle der Schwarzen in der amerikanischen Geschichte revidiert. Nach der Ermordung von Medgar Evers 1963 in Mississippi lud Präsident Kennedy dessen Witwe und Kinder ins Weiße Haus ein. Später räsonierte Kennedy über jene Tage, als Radikal-Republikaner wie Thaddeus Stevens sich für eine starke Wiederaufbaupolitik gegenüber dem Süden aussprachen. »Ich komme zur Überzeugung, dass Thaddeus Stevens recht hatte«, sagte er. »Mir wurde immer beigebracht, ihn als einen Mann voller heimtückischer Vorurteile zu sehen«. Heutzutage würde dies so wohl nicht mehr geschehen.

Der Einstellungswandel sprang über – aus dem Reich der Wissenschaft in die Welt der Populärkultur. *Glory*, Edward Zwicks hervorragender Kinofilm, erzählte für viele weiße Amerikaner zum ersten Male die Geschichte der schwarzen Soldaten im Amerikanischen Bürgerkrieg. Wer hatte je zuvor gewusst, dass 186.000 Männer in der »Union Army« des Nordens dienten – ungefähr dieselbe Anzahl von Männern, die die gesamte US-Army 1939 besaß?

Doch die Verantwortung von Wissenschaftlern war bloß ein einzelner Faktor bei der Korrekturkampagne. Geschichte bleibt eine Waffe. »Die Macht der Geschichte ist stark«, schrieb einst Herbert Aptheker, der polemische Chronist der Sklavenrebellionen. »Die Unterdrückten brauchen sie für ihre Identität und ihre Inspiration«. (Aptheker, ein gläubiger Stalinist, war ein alter Hase im Manipulieren von Geschichte.) »Was die meisten von uns Afro-Amerikanern in dieser Gesellschaft hat verkümmern lassen«, sagte Malcolm X. »ist unsere komplette Ahnungslosigkeit in Bezug auf die Vergangenheit«.

Mehr als Iren, Italiener oder Juden haben schwarze Amerikaner nach Generationen psychologischer und kultureller Lähmung jedes Recht, eine bejahende Bestimmung ihrer Vergangenheit zu suchen. Weit mehr als Weiße nehmen sie sich selbst wahr als Gefangene einer kulturellen »Hegemonie«, durch die sie überflutet werden mit weißen Werten und erniedrigenden Selbst-Bildern. Weiße, so argumentieren einige schwarze Intellektuelle, kontrollieren die »Produktion von Wissen«; die Notwendigkeit besteht darin, die »kommunikationszentrierte Hegemonie« zu überwinden – »einen Kanon, der die hegemonistische Kultur widerspiegelt«. Für Schwarze ist der Amerikanische Traum ein ziemlicher Alptraum. Weit mehr als Weiße

sind sie von einem verzweiften Bedürfnis getrieben, ihre eigene Identität zu verteidigen.

»Die akademisch-gesellschaftliche Rettung und Wiederherstellung schwarzer Geschichte«, so Maulana Karenga¹⁶ in seinem einflussreichen Werk *Introduction to Black Studies* (laut Molefi Kete Asante¹⁷ von der Temple University »ein Wegweiser in der intellektuellen Geschichte der Afroamerikaner«), »ist ein unverzichtbarer Teil der Sicherung und Wiederherstellung schwarzer Mitmenschlichkeit. Denn Geschichte ist Substanz und Spiegel des Menschseins eines Volkes in den Augen anderer, aber auch in den eigenen Augen... nicht nur hinsichtlich dessen, was geschehen ist, sondern auch als Reflektion dessen, was es ist, was es tun kann und wichtig gleichermaßen für das, was es werden kann..«.

VI

Angesichts der amerikanischen Geschichte kann ein Denkansatz kaum überraschen, der da lautet: Immer ist es ein Schwarzer, der eigentlich die ganze Arbeit macht! Ein Mann namens Crispus Attucks führte den Mob an, auf den britische Truppen vor der Revolution während des Boston-Massakers feuerten; er befand sich unter den Getöteten. Er war ein Seemann und von dunkler Hautfarbe, vielleicht ein Mulatte oder ein Inder. Über Crispus Attucks weiß man nicht sehr viel. Aber »ein Buch über Attuck allein nach den Maßstäben wissenschaftlicher Objektivität und historischer Genauigkeit zu bewerten würde den Punkt verfehlen« schrieb ein Kommentator. »Es ignoriert die Notwendigkeit, schwarze Gegenfiguren zu Nathan Hale¹⁸ und Molly Pitchers¹⁹ aus der weißen Vergangenheit zu schaffen«.

Warum ist das notwendig? »Das Ausmaß«, so schrieb der weiße Anthropologe Melville J. Herskovits²⁰ in seiner Studie über die afrikanischen Vorfahren der Schwarzen Amerikas, »das Ausmaß, mit dem die Vergangenheit eines Volkes für rühmend erachtet wird, wäre für dessen eigenes Selbstbewusstsein hoch, und die Meinung von anderen wäre vorteilhaft«. Das Versäumnis, die Vergangenheit zu feiern, sagen heute

¹⁶ Maulana Karenga (urspr. Ronald McKinley Everett), geb. 1941, ist ein afroamerikanischer Professor der Afrikanistik, Bürgerrechtler und Autor. Er war führend tätig in der Black-Power-Bewegung der 1960er und 1970er Jahre

¹⁷ Molefi Kete Asante, ursprünglich Arthur Lee Smith jr. (*1942): US-amerikanischer Autor und Afrozentrist. Sein Buch *Afrocentricity* prägte den Begriff Afrozentrismus

¹⁸ Nathan Hale (1755-1776): US-amerikanischer Offizier, Lehrer und einer der historischen Helden der USA

¹⁹ Molly Pitcher (1754-1832): Spitzname von Mary Ludwig Hays, die in einer der Schlachten des amerikanischen Befreiungskrieges gegen die Engländer kämpfte

²⁰ Melville Jean Herskovits (1895–1963): US-amerikanischer Anthropologe. 1947 verfasste Herskovits einen Aufsatz mit dem Titel: "Ethnologischer Relativismus und Menschenrechte", der von der "Amerikanischen Gesellschaft für Anthropologie" der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen als Stellungnahme zur Kodifizierung einer Menschenrechtserklärung vorgelegt wurde

schwarze Publizisten so, wie dies britische, irische und jüdische Autoren vor ihnen getan haben, ist eine machtvolle Begründung für ein niedriges Selbstbewusstsein in der Gegenwart. Das Gegenmittel hierzu ist die Wiederaneignung vergangener Heroen und Herrlichkeiten. »Wir müssen damit aufhören, auf Weiße zu warten, bis sie uns in ihre Geschichtsbücher aufnehmen«, meint Professor Jacob Gordon von der Universität Kansas. »Die Juden haben es ganz richtig gemacht. Wir müssen afrozentrierte Studiengänge schaffen und unsere eigenen Geschichtsbücher schreiben«.

Die weiße Dominanz in amerikanischen Schulen und Hochschulen, so sagen schwarze Wissenschaftler, resultiert aus eurozentrierter, rassistischer und elitistischer Indoktrination und zugleich aus der systematischen Verneinung schwarzer Werte und Errungenschaften. »Physische Versklavung«, so Kofi Lomotey von der State University of New York in Buffalo, wurde abgelöst durch die »psychologische Versklavung«. »Innerhalb des Systems der öffentlichen Schulen«, schreibt Felix Boateng von der Eastern Washington University, »ist die Orientierungsrichtung so eurozentrisch, dass weiße Studenten ihre Identität für naturgegeben betrachten, während afroamerikanische Studenten vollständig dekulturnalisiert sind« – Dekulturnalisierung verstanden als »Prozess, in dem das Individuum seiner Kultur beraubt und danach auf andere kulturelle Werte konditioniert wird«. Weiße Erziehung, so schreibt Maulana Karenga, verdrängt die Schwarzen als die »Väter und Mütter der Menschheit und der menschlichen Zivilisation«, sie zielt darauf ab, schwarze Studenten in »obszöne Karikaturen Europas zu verwandeln, in bedauernswerte Nachahmer ihrer Unterdrückter«. Ihre Befreiung wäre unmöglich, »solange nicht das weiße Monopol über das schwarze Bewusstsein gebrochen ist«. »In gewisser Hinsicht«, so Molefi Kete Asante, »tötet das eurozentrische Curriculum unsere Kinder, es löscht ihr Bewusstsein aus«.

In Geschichte werden die Kurse zur westlichen Zivilisation als kultureller Imperialismus gesehen, geschaffen, um nicht-westliche Traditionen herabzuwürdigen und Menschen aller Rassen einen westlichen Stempel aufzudrücken. In Literatur wird der »Kanon«, die akzeptierte Liste essentiell-wichtiger Bücher, als zweckdienlich betrachtet, die weiße Machtstruktur zu vermitteln. Nirgends können Schwarze eine angemessene Reflexion oder Vertretung ihrer selbst entdecken. Schwarze Studenten, so schreibt ein Wissenschaftler, »unterwerfen sich einer Art Gehirnwäsche, die ihnen jene Ichstärke verweigert, die aus Selbstbewusstsein, Selbsterkenntnis und der Gewissheit einer Gruppenidentität herrührt«. Asante rät schwarzen Studenten, sich zwei Arten von Aufzeichnungen zu machen: eine, die ihnen hilft, das Examen zu bestehen, und eine andere, sich ihre geistige Gesundheit zu bewahren. »Wenn es heißt, Shakespeare war der größte Autor, der jemals lebte, dann schreib' das auf, damit du die Prüfung bestehst. Doch notiere dir zugleich an den Rand: 'Das ist Unfug!'«.

Einige schwarze Lehrer bestreiten sogar ultimative biologische und mentale Unterschiede und behaupten, dass schwarze Studenten nicht auf die gleiche Art und Weise lernen wie weiße Studenten, und dass der schwarze Verstand in einer genetisch unterschiedlichen Weise funktioniert. Schwarzen Kindern wird im Jargon der Pädagogen nachgesagt, dass sie »Informationen anders verarbeiten«. »Es gibt wissenschaftliche Studien, die für die frühen Entwicklungsjahre eine Differenz zwischen weißen und afrikanischen Kleinkindern belegen«, sagt Clare Jacoby, eine Lehrerin in Washington, D.C. »Unsere afrikanischen Kinder sind sehr ausdrucksfähig. Jeder unserer Gedanken besitzt eine emotionale Dimension; die westliche Erziehung hat historisch die Gefühle für zweitrangig erklärt«. Charles Willie von der Harvard University findet verschiedene einzelne »Intelligenzen«, von denen »Kommunikation und Kalkulation«, die bei Weißen so geschätzt werden, gerade mal zwei darstellen. Andere Formen von »Intelligenz« sind etwa Singen und Tanzen – in beidem tun sich Schwarze besonders hervor.

Folgt man Prof. Asa Hilliard²¹, einem schwarzen Psychologen an der Georgia State University, dann haben schwarze Studenten kulturelle Eigenschaften, die Weißen abgehen: »Hochgradige Energie, impulsives Dazwischenreden und lautes Sprechen« (Hilliards Vertrautheit mit Weißen muss offenbar sehr begrenzt sein). Der »Kommunikationsstil« des schwarzen Kindes, so schreibt ein anderer schwarzer Psychologe, Na'im Akbar, schließt eine beträchtliche Körpersprache ein, Bewegungen der Augen, Aufstellung im Raum sowie »Worte, die ihre Bedeutung aus dem Kontext beziehen, aber wenig Bedeutung in sich selber haben«, sowie »ein umfassender Gebrauch vieler gezielter Zwischenrufe (und manchmal auch Obszönitäten)«. Schwarze Kinder anzuleiten, Standard-Englisch zu sprechen, so behaupten manche, verstärke nur ihr Minderwertigkeitsgefühl; Schwarze sollten daher in »schwarzem Englisch« ähnlich wie Hispanics in Spanisch unterrichtet werden.

Die psychologischen Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen, so behaupten einige, habe eine organische Grundlage. Weiße müssten, meint der schwarze Psychiater Francis Cress, für ihre Überlegenheit kämpfen als Kompensation für ihre rassische Minderwertigkeit, die in ihrer »genetisch bedingten Unfähigkeit begründet liegt, Melanin-Hautpigmente zu produzieren, die für jegliche Einfärbung der Haut verantwortlich ist«. »Schwarze Überlegenheit auf dem Gebiet der mentalen Entwicklung, des neurologischen Zusammenspiels und der psychomotorischen Entwicklung«, so meint Amos Wilson, »ist allein im Besitz eines hohen Melanin-Spiegels begründet«.

²¹ Asa G. Hilliard III (1933-2007), auch als Nana Baffour Amankwatia II bekannt, afroamerikanischer Professor für Erziehungspsychologie, arbeitete über alte afrikanische Geschichte, Kultur, Erziehung und Gesellschaft, insb. des alten Ägypten

Die Erlösung liegt in der Verweigerung des weißen, eurozentrischen und rassistischen Zugriffs auf das Curriculum und im Angebot einer Erziehung, die eingeht auf farbige Rassen, farbige Geschichte und auf farbige Lern- und Verhaltensweisen. Europa hat lange genug regiert; ohnehin ist es die Quelle der meisten Übel in der Welt – die Zeit ist überfällig, die afrikanischen Beiträge zur Zivilisation zu ehren, die so erfolgreich aus den europäischen Curricula ferngehalten werden. Kinder nicht-weißer Minderheiten, die so lange schon seitens ihrer weißen Hegemone von ihrer Minderwertigkeit überzeugt sind, brauchen Unterstützung und Inspiration, die ihnen erst die Identifikation mit Rollenvorbildern ihrer eigenen Rasse geben wird.

Die Antwort lautet, zumindest für einige, »Afrozentrizität«, die Asante in seinem gleichnamigen Buch als »das Kernstück der menschlichen Regeneration« beschreibt. Es gibt, so behauptet Asante, ein einziges »afrikanisches kulturelles System«. Wo immer Menschen afrikanischer Herkunft sich auch befinden, »wir antworten mit dem gleichen Rhythmus des Universums, der gleichen kosmologischen Empfänglichkeit... Unsere Afrikanität ist unsere höchste Realität«. Diejenigen, die sagen, dass Afrikaner und Afroamerikaner, abgesehen von ihrer Hautfarbe, nichts miteinander gemeinsam haben, reden Unsinn. »Es existiert eine emotionale, kulturelle und psychologische Verbindung zwischen uns... die den Ozean überspannt«. Die menschliche Zivilisation entstammte dem Hochland von Ost-Afrika; »wahrlich, unsere Vorfahren strömen wieder zusammen, um uns zu inspirieren und uns den Sieg zu bringen«.

VI

Die verspätete Anerkennung des pluralistischen Charakters der amerikanischen Gesellschaft hat eine belebende Wirkung auf das Unterrichten und auf das Schreiben über Geschichte gehabt. Die Frauenbefreiungsbewegung, die Bürgerrechtsbewegung, die ethnischen Revolten und andere Formen von Gruppen-Selbstbehauptungswillen drängten die Historiker, auf die Vergangenheit mit neuen Augen zu schauen. Heute untersuchen Wissenschaftler lange vernachlässigte Forschungsbereiche wie die Geschichte der Frauen, der Einwanderung, der Schwarzen, der Indianer, der Hispanics und anderer Minderheiten. Seit langem verstummte Stimmen bringen sich aus dem Dunkel der Geschichte heraus erneut zu Gehör.

Das Resultat war eine Rekonstruktion amerikanischer Geschichte, die teils ethnischem Druck zu verdanken, teils eine Entgegnung auf diesen war. 1987 übernahmen die beiden Bundesstaaten mit den größten und

meistdiversifizierten Bevölkerungen – Kalifornien und New York – neue Schul-Curricula für die Klassen 1 bis 12. Beide Curricula erweiterten den stofflichen und den Zeit-Anteil für die Behandlung außereuropäischer Kulturen.

Das New Yorker Curriculum ging bei der Zurückdrängung westlicher Traditionen noch weiter. Ein auf zwei Jahre angelegter Kurs in "Global Studies" teilte die Welt in sieben Regionen auf: Afrika, Südasien, Ostasien, Lateinamerika, Nahost, Westeuropa und Osteuropa, wobei jeder Region die gleiche Behandlungsdauer im Unterricht zuerzählt wurde. Die Geschichte Westeuropas wurde zurückgeschnitten: von einem vollen Jahr auf ein Viertel des zweiten Jahres. Amerikanische Geschichte wurde reduziert auf ein Kapitel über die Verfassung; danach auf Sprünge zwischen Jefferson, Jackson, den Bürgerkrieg und die anschließende Rekonstruktionsphase bis 1877.

Trotz der Multikulturalisierung des Geschichts-Curriculums im Bundesstaat New York 1987 – eine Änderung, die von Wissenschaftlern wie Eric Foner (Columbia-Universität) und Christopher Lasch (Rochester-Universität) gutgeheißen wurde – gab ein gerade neu berufener Dezernent für Erziehung dem Druck von Minderheiteninteressen nach, noch weitergehende Korrekturen des Curriculums zu erwägen. 1989 legte eine Arbeitsgruppe "Minderheiten: Gleichheit und Exzellenz" einen Bericht vor, der schon im ersten Satz seine zentrale Aussage anklingen ließ:

Afroamerikaner, Amerikaner asiatischer, puertoricanischer Herkunft (Latinos) und amerikanische Ureinwohner wurden alle zu Opfern einer intellektuell-erzieherischen Unterdrückung, die die Kultur, die Institutionen der USA und der euro-amerikanischen Welt für Jahrhunderte bestimmt hat.

Die »systematische Einseitigkeit hinsichtlich der europäischen Kultur und ihrer Derivate«, so behauptet der Bericht, »besitzt einen erschreckenden und zerstörerischen Effekt auf die Psyche junger Menschen mit afrikanischer, asiatischer, Latino- und Ureinwohner-Abstammung«. Die Dominanz »der euro-amerikanischen monokulturellen Perspektive« erkläre, warum »eine große Anzahl von Kindern nicht-europäischer Herkunft sich nicht so entwickelt wie erwartet«. Die Revision des 1987er Curriculums, räumt der Bericht ein, habe mehr Material zu Minderheitengruppen besessen, doch dabei »nur Randbeispiele 'anderer' Kulturen zu einer angenommenen dominanten Kultur hinzugefügt«, was »tief verwurzelten rassistischen Traditionen« nicht entgegenarbeiten könne. Alles, was damit produziert werde, sei »eurozentrischer Multikulturalismus«.

Dr. Leonard Jeffries, der Arbeitsgruppen-Berater zur afroamerikanischen Kultur und ein maßgeblicher Autor des Berichts, erkennt »tiefverwurzelte Pathologien rassistischen Hasses« sogar im Curriculum von 1987. Jeffries, ein umstrittener Lehrer am City College New York (CCNY), beschreibt Europäer als kalte, individualistische, materialistische und aggressive »Eis-Menschen«, die sich in Höhlen entwickelt und der Welt die drei »D's« geschenkt hätten: »Dominierung, Destruktion und Tod (death)«. Wohingegen Afrikaner, die sich im Licht der Sonne entwickelten, mit intellektueller und physischer Überlegenheit ausgestattet seien, welche das Melanin ihnen schenke; sie sind für ihn die warmen, humanistischen, kommunitären »Sonnen-Menschen«. Seinen Klassen am CCNY vermittelt er zugleich, dass »reiche Juden« den Sklavenhandel finanziert hätten...

Der Berater für asiatisch-amerikanische Kultur wiederum forderte mehr Bilder von asiatischen Amerikanern, während der Berater für Latino-Kultur verdammenswürdige Hinweise auf ethnozentrische Vorurteile in der weißen Behandlung etwa des Mexikanischen Krieges oder des Spanisch-Amerikanischen Krieges fand. Die ethnisch korrekte Bezeichnung hätte »Amerikanisch-Mexikanischer Krieg« bzw. »Spanisch-Kubanisch-Amerikanischer Krieg« sein sollen. Ein weiterer Kommentator widersetzte sich dem Terminus »Sklave« allein aus dem Grund, weil es »die Unterdrückung eines Volkes entpersonalisiere. Wenn ein Text dagegen den Terminus 'versklavte Personen' verwenden würde, dann würde der Akt der Versklavung noch deutlicher hervortreten«. Der Berater für Indigene amerikanische Kultur schließlich wünschte sich mehr Berücksichtigung von Indianern sowie eine zweisprachige Erziehung in Irokesisch.

Würde ein neues Curriculum den vier anderen erwähnten Zivilisationen eine gleichwertige Behandlung zuteil werden lassen, dann, so schlussfolgerte der Bericht der Kommission, würde dies für die »Kinder von indigenen Amerikanern, Puertoricanern bzw. Latinos sowie denen von asiatisch-amerikanischer und afroamerikanischer Herkunft... einen höheren Grad an Selbstwertgefühl und Selbstrespekt vermitteln, während Kinder aus europäischen Kulturen eine weniger arrogante Perspektive gewinnen«.

Der Bericht betrachtet die Aufteilung in ethnische Gruppierungen als analytischen Rahmen, um amerikanische Geschichte richtig zu verstehen. Sein Interesse an Geschichte ist weniger eine intellektuelle Disziplin als vielmehr eine soziale und psychologische Therapie mit dem vorrangigen Zweck, das Selbstbewusstsein von Kindern ethnischer Minderheitengruppen anzuheben. Überhaupt nicht bezieht sich der Bericht auf die US-Verfassung oder auf das Amerikanische Kredo als Mittel und Möglichkeit zur Verbesserung dieses Selbstbewusstseins. Vielmehr verhöhnt Jeffries die Verfassung, indem er es »irgendwie vulgär und abstoßend« findet, »einen Prozess zu glorifizieren, der einem Teil der Bevölkerung unverdiente

Belohnungen zuschustert, während der andere Teil, die Mehrheit, unterdrückt wird«. Die Vorstellung von der einheitsstiftenden Kraft demokratischer Ideale findet in dem Bericht keinen Widerhall; ohne Zweifel aufgrund der eurozentrischen Wurzeln, die diese Ideale disqualifizieren. Tatsächlich interessiert sich der Bericht nicht für das Problem, wie sich eine Republik der Vielfalt zusammenhalten lässt. Seine Wirkung ist letztlich, ethnische Spannungen zu billigen und sie zu vertiefen.

VIII

Die jüngste Verbreitung afrozentrierter Programme in öffentlichen Schulen ist ein Spiegelbild der Ideologie des erwähnten New Yorker Projektarbeitsstabes. Diese Programme basieren größtenteils auf einer Serie mit dem Titel »Afroamerikanische Grundlagen-Essays«, konzipiert vom afroamerikanischen Erziehungspsychologen Asa Hilliard.

Hilliards Text zur Dia-Schau »Befreie dein Denken – zurück zu den Quellen: Der afrikanische Ursprung der Zivilisation« verweist auf seinen Denkansatz: »Afrika«, so schreibt er, »ist die Mutter der westlichen Zivilisation« – ein Argument, das an die Behauptung anknüpft, dass Ägypten ein schwarzafrikanisches Land gewesen sei und der eigentliche Ursprung von Wissenschaft und Philosophie, die westliche Historiker Griechenland zuschreiben. Afrikaner, fährt Hilliard fort, erfanden auch die Geburtenkontrolle und den Karbonstahl. Sie brachten Wissenschaft, Medizin und die Künste nach Europa; tatsächlich wären viele europäische Künstler, etwa Browning²² oder Beethoven, in Wahrheit »Afro-Europäer«. Sie entdeckten auch Amerika lange vor Columbus, und der ursprüngliche Name des Atlantischen Ozeans sei Äthiopischer Ozean.

1987 wurden Hilliards *Afroamerikanische Grundlinien-Essays* im Schulsystem von Portland, Oregon, eingeführt. In der Folge wurden sie zur Inspiration für die afrozentrierten Curricula in Milwaukee, Indianapolis, Pittsburgh, Washington DC, Richmond, Atlanta, Philadelphia, Detroit, Baltimore, Camden und in anderen Städten. Während ich dies hier schreibe, werden seine Essays Schulverwaltungen und -administratoren fortgesetzt aufgenötigt, die bemüht sind, bloß das Richtige zu tun.

John Henrik Clarkes²³ *Grundlinien-Essay zur Sozialkunde* beginnt mit der These, dass »afrikanische Wissenschaftler die letztgültige Autorität zu Afrika« darstellen«. »Ägypten«, so fährt er fort, »war die Geburtsstätte

²² Gemeint ist offenbar Robert Browning (1812–1889), englischer Dichter

²³ John Henrik Clarke (1915–1998), »pan-afrikanischer« Autor, Historiker, Professor und Pionier der »Africana studies« in der Wissenschaft ab Ende der 1960er Jahre

dessen, was später als Westliche Zivilisation bekannt wurde, lange bevor Griechenland und Rom Bedeutung erlangten«. »Große Zivilisationen« existierten in ganz Afrika, wo »große Könige mit Stärke und Weisheit über ausgedehnte Imperien« herrschten. Nach dem Niedergang Ägyptens stiegen großmächtige Imperien in Westafrika auf – in Ghana, Mali und Songhai –, allesamt durch die Brillanz und die Aufgeklärtheit ihrer Verwaltung ausgezeichnet und durch die hohe Qualität ihrer Bibliotheken und Universitäten. Maurische Eindringlinge aus dem Norden plünderten die schwarzen Imperien und verursachten dadurch Westafrikas Niedergang. Europäische Sklavenhändler erfanden danach »fantastische Märchen von Grausamkeiten unter den Afrikanern«, damit der Sklavenhandel wie ein Akt christlicher Nächstenliebe erscheinen konnte. Clarke räumt ein, dass Sklaverei in Westafrika schon vor der Ankunft der Europäer existierte, doch es war, so glaubt er, bloß eine humane, freundliche Art der Leibeigenschaft. Die danach folgende Zerstörung Afrikas wurde dagegen durch »Raffgier und imperialistische Zielsetzungen der europäischen Länder« verursacht. [70]

Andere *Grundlinien-Essays* argumentieren mit ähnlicher Tendenz, dass Afrika die Geburtsstätte von Wissenschaft, Mathematik, Philosophie, Medizin und Kunst sei und Europa seine Zivilisation von Afrika gestohlen und sich dann in »der böswilligen Entstellung von Afrikas Gesellschaft und Menschen« engagiert habe, um die enorme Ertragskraft der Sklaverei zu unterstützen. »Das geschah nicht aus reiner Zufälligkeit«, fügt Leonard Jeffries hinzu. »Es geschah als Teil einer Verschwörung, um uns vom Erleben einer Gemeinschaftserfahrung abzuhalten«. Jener Koordinator von multi-kulturell/multi-ethnischer Erziehung in Portland meint sogar, dass Napoleon persönlich die Nase der ägyptischen Sphinx weggeschossen habe²⁴, damit die Sphinx nicht als afrikanisch identifiziert werden könne.

Wie andere ausgeschlossene Gruppen vor ihnen beschwören auch schwarze Amerikaner angeblich vergangene Ruhmestaten, um sich für frühere tatsächliche und für noch immer stattfindende Ungerechtigkeiten zu entschädigen. Da ihre Ausgrenzung viel tragischer und schrecklicher gewesen ist als die von weißen Einwanderern, ist ihr Bedürfnis nach Selbstbestätigung ungleich intensiver und leidenschaftlicher. Im Bestreben, afro-zentrierte Curricula etwa an öffentlichen Schulen einzuführen, gehen sie weiter als ihre weißen Vorläufer. Verspätete Anerkennung der Ungerechtigkeiten, die das weiße Amerika so hinterhältig am schwarzen Amerika begangen hat, führte zum Phänomen des weißen Schuldgefühls – in vielerlei Hinsicht keine schlechte Sache, allerdings auch eine Schwachstelle, die zu zynischer schwarzer Ausbeutung und Manipulation einlädt.

²⁴ Aus Anlass der Schlacht bei den Pyramiden seines ägyptischen Expeditionsheeres am 21. Juli 1798; A.d.Ü.

Das schwarzamerikanische Dilemma ist eine andere Variante des landläufigen Nationalismusthemas. Kein amerikanischer Wissenschaftler hat profunder über das arabische Bedürfnis nach Identität geschrieben oder schärfer den Westen für seinen Imperialismus und Rassismus angeklagt wie der aus Palästina stammende Amerikaner Edward W. Said von der Columbia-Universität. Doch Said erblickt in seinem geliebten arabischen Nahen Osten »das Pathos eines gekränkten, unerfüllten Nationalismus, von Verschwörungsideen befallen«. Er warnt vor »der provinziellen, sich selbst bemitleidenden Haltung, die beklagt, dass ein weitgehend gebildeter, monolithischer Westen uns Araber verachte... Es gibt viele 'Westen', einige sind uns feindselig gesonnen, andere nicht«. Said warnt ebenso vor »Denkern, die ganz von vorne anfangen möchten und die begeistert, um nicht zu sagen blindwütig die Dinge auf irgendeinen reinen, geheiligten Ursprung zurückführen wollen. Dies hat allerlei Pathologien Zeit und Raum gegeben, sich breit zu machen«. Ernstzunehmende schwarze Wissenschaftler betrachten das schwarze Dilemma mit der gleichen Klarheit.

Geschichte als Waffe ist ein Missbrauch der Geschichte. Der hehre Zweck von Geschichte ist nicht die persönliche Selbstdarstellung oder das Geltendmachen von Identität, sondern vielmehr die Anerkennung der Komplexität und das Streben nach Wissen. »Wir brauchen Oden nicht des Blutes, an die Mythologie oder an entwurzelte, beklagte oder tote Pflanzen«, schreibt Said, »sondern Oden auf lebende Geschöpfe und tatsächliche Begebenheiten«.

3

Der Kampf an den Schulen

Es gibt für schwarze Amerikaner wie für alle tief verwundeten ethnischen Gruppen im Laufe der Jahrhunderte kaum etwas Natürlicheres, als ihren Stolz und ihre Identität zu reklamieren und sich entsprechend mit tragischer Intensität zu verhalten, weil schwarze Verwundungen so viel tiefer gehen als weiße. Genauso gibt es für großzügig und mitfühlend eingestellte Menschen, seien sie schwarz oder weiß, kaum etwas Natürlicheres, als sich ein Stückweit mit Afrozentrismus zu identifizieren – aus einem Gefühl honoriger Sympathie für jene heraus, die durch die amerikanische Gesellschaft beleidigt und verletzt wurden, aber auch im angemessenen Bestreben, die ihnen zugefügten Wunden zu lindern. Doktrinäre Ethnizität im Allgemeinen und ihre dogmatische schwarze Ausprägung im Besonderen wirft dennoch Fragen auf, die einer sorgfältigen und nüchternen Erörterung bedürfen.

I

Kultureller Pluralismus ist in einer ethnisch vielfältigen Gesellschaft eine Notwendigkeit. Die Motive hinter einer Curriculum-Reform liegen aber manchmal weit jenseits des Bedürfnisses nach einer angemesseneren Abbildung der Vergangenheit. »Multikulturalismus« entsteht als Reaktion auf den Anglo- oder Eurozentrismus; doch an welchem Punkt geht er über in einen Ethnozentrismus eigener Prägung? Anstatt sich wie erwartet auf alle Kulturen gleichermaßen zu beziehen, wird der Begriff selbst mittlerweile nur auf nicht-westliche, nicht-weiße Kulturen angewandt. Der Vorsitzende der »*Modern Language Association*« fragt sich gar, warum »wir nicht Studenten westlicher Kultur und des Multikulturalismus zur gleichen Zeit sein können?« Kann irgendein Historiker den Plan rechtfertigen, dass die fünf ethnischen Bevölkerungsgruppen, in die die Arbeitsgruppe des Staates New York das ganze Land aufgeteilt wissen will, einen gleichgewichtigen Einfluss auf die Entwicklung der USA insgesamt haben sollen? Ist es eine Aufgabe des Schulsystems, ethnischen und rassistischen Stolz zu unterrichten? Wann beginnt die Obsession der ethnischen Unterscheidung die Idee einer alles überwölbenden amerikanischen Nationalität zu gefährden?

Ich habe das starke Gefühl, dass der Kult der Ethnizität im Allgemeinen und die afrozentrische Kampagne im Besonderen kein gutes Omen darstellen – weder für die amerikanische Erziehung noch für die Zukunft

unserer Republik. Einige der Fragen, die mich umtreiben, möchte ich hier formulieren.

Es gibt dieser Tage kaum etwas, über das man in ehrlicher Absicht mit größerer Schwierigkeit reden kann als über das Thema »Rasse«. Zu viele Empfindlichkeiten werden hierbei berührt, zu viele Gelegenheiten für Missverständnisse bieten sich an. Mir mag man vielleicht verzeihen, wenn ich zu erklären versuche, woher ich komme. Meiner Herkunft, aber auch meiner Überzeugung entsprechend glaube ich an den pluralistischen Ansatz beim Schreiben über und in der universitären Lehre zur Geschichte. Mein Vater war für seine Generation ein großer Vorkämpfer für Sozialgeschichte, für Stadtkulturgeschichte und für die Geschichte der Immigration. Er war ein aktives, eigentlich sogar das letzte weiße Mitglied des Exekutivrats der *Association for the Study of Negro Life and History* und ein treuer Freund des berühmten schwarzen Historikers Carter G. Woodson²⁵, aber auch anderer schwarzer Gelehrter wie Charles Wesley, W. M. Brewer, Rayford W. Logan²⁶, Alruthius Taylor und John Hope Franklin.

Ich selbst war zeitweilig Mitglied des Exekutivrats des *Journal of Negro History*. Vor 20 Jahren schrieb ich in jenem Journal, dass »schwarze Geschichte grundlegend wichtig ist, wenn wir die wirkliche Geschichte der USA in ihrer Großartigkeit, aber auch in ihrem Schrecken begreifen wollen«. Ich glaube fest daran, dass es wichtig ist, Amerikanern die Geschichte anderer Kulturen zu lehren: diejenige Ostasiens, Lateinamerikas, des Nahen Ostens, Afrikas und Polynesiens. Ich bin mein ganzes Leben lang ein Verteidiger der Bürgerrechte gewesen.

Kultureller Pluralismus ist aber nicht das Problem, und auch nicht der Unterricht in afroamerikanischer oder afrikanischer Geschichte. Natürlich sind dies legitime Unterrichtsstoffe. Das Problem ist die Art der Geschichte, die die New Yorker Arbeitsgruppe, die Grundlagen-Essayisten in Portland und andere afrozentrische Ideologen den amerikanischen Kindern empfehlen. Das eigentliche Problem ist der Unterricht in *schlechter* Geschichte, unter welchem ethnischen Banner ein solcher auch immer geschieht.

Ein Argument für die Etablierung eines Schul-Curriculums zum Thema Afrika ist, dass Schwarzafrika die Geburtsstätte für Wissenschaft, Philosophie, Religion, Medizin, Technologie, kurz all jener großen Errungenschaften sei, die immer fälschlicherweise der westlichen Zivilisation zugeschrieben werden. Aber ist das tatsächlich richtig? Viele Historiker und Anthropologen erachten Mesopotamien als die Wiege der Zivilisation (beachten Sie zu dieser Diskussion etwa Charles Keith Maisels' Buch *The*

²⁵ Carter G. Woodson (1875–1950): US-amerikanischer Historiker

²⁶ Rayford Whittingham Logan (1897 – 1982): Afroamerikanischer Historiker und Pan-Afrikanischer Aktivist

Emergence of Civilisation). Gäbe es so viele irakische Amerikaner wie es schwarze Amerikaner gibt, dann hätten wir ohne Zweifel schon längst eine Kampagne für ein irakozentriertes Curriculum – eine Kampagne, die mehr substantielle historische Beweiskraft bereitstellen könnte als Afrozentristen jemals hervorgebracht haben. Aber es gibt nicht genug irakische Amerikaner, und gerade 1990 hätten sie wahrlich andere Sorgen²⁷.

Die Sache der Afrozentristen beruht weitgehend auf der Behauptung, dass das alte Ägypten im Wesentlichen ein schwarzafrikanisches Land gewesen sei. Ich bin beileibe kein Experte in ägyptischer Geschichte, aber das sind, so wäre hinzuzufügen, auch die Pädagogen und Psychologen nicht, die den Afrozentrismus propagieren. Ein Buch, das sie oft zitieren, ist Martin Bernal's²⁸ *Black Athena*, der energische Versuch eines Professors der Cornell-Universität, den Einfluss Ägyptens auf das antike Griechenland zu belegen. Bernal stellt tatsächlich keine tiefergehenden Behauptungen über die Pigmentierung der Ägypter an. Allerdings zitiert er Herodot und meint, dass verschiedene ägyptische Dynastien »von Pharaonen geprägt wurden, die man sinnvollerweise schwarz nennen kann«.

Frank M. Snowden Jr.²⁹, der hervorragende schwarze Altphilologe an der Howard-Universität und Autor von *Blacks in Antiquity*, ist dagegen in höchstem Maße skeptisch, die alten Ägypter als schwarz zu bezeichnen. Bernal's Annahme, dass Herodot »schwarz« mit der im XX. Jahrhundert geläufigen Bedeutung gemeint habe, findet seinen Widerspruch, wie Snowden darlegt, »durch Herodot selbst und umfassende Belege bei anderen klassischen Autoren«. Frank J. Yurco, ein Ägyptologe am Chicagoer *Field Museum für Naturgeschichte*, kommt, nachdem er Belege hierfür durch Untersuchungen von Mumien, Zeichnungen, Statuen und Reliefs zusammengetragen hat, in der *Biblical Archeological Review* zu dem Schluss, dass die alten Ägypter, ähnlich ihren modernen Nachfahren, in ihrer Hautfarbe variierten: vom hellen mediterranen Typ zum dunkelbraunen Oberägyptens bis hin zum noch dunkleren nubischen Typ der Gegend um Assuan. Die alten Ägypter hätten diese Frage selbst wohl als völlig bedeutungslos empfunden, fügt Yurco hinzu, überrascht über die Anmaßung, »unsere primitiven rassistischen Etikettierungen« so ohne weiteres auf eine so beeindruckende Kultur zu übertragen.

Yurcos Verurteilung von John Henrik Clarkes im *Baseline Essay* formulierte Darstellung des Afrozentrismus ist umfassend: »eine Mischung aus Falschinformation, Widersprüchlichkeit, absolut irrigen, überholten Informationen und Halbwahrheiten... wissenschaftlich gesehen nahezu

²⁷ Eine Anspielung auf den Einmarsch irakischer Truppen in Kuwait am 2. August 1990, dem Beginn des 2. Golfkrieges

²⁸ Martin Bernal (1937 - 2013): britischer Sinologe, Historiker und Politikwissenschaftler

²⁹ Frank M. Snowden Jr. (1911 - 2007): US-amerikanischer Professor für Alte Geschichte an der Howard University. Er galt als größte nationale Sachautorität, was das Leben der Schwarzen in der Antike anbetraf

wertlos... Es liest sich in Teilen eher wie eine mittelalterliche Chronik anstatt wie eine aktuelle Untersuchung der Geschichte«.

Die Ägyptologin Dr. Miriam Lichtheim teilt diese Ablehnung: »Ich will meine Zeit nicht damit verschwenden, den irrigen Unfug zurückzuweisen, der in der amerikanischen schwarzen Bevölkerung über die alten Ägypter verbreitet wird, sie seien Nubier und die Nubier wären schwarz. Die Ägypter waren keine Nubier, und die ursprünglichen Nubier waren nicht schwarz. Nubien wurde allmählich schwarz, weil schwarze Menschen aus Zentralafrika nach Norden auswanderten. Die *Nile Valley School* ist ein offensichtlicher Versuch amerikanischer Schwarzer, sich selbst eine geschichtliche Herkunft zuzulegen, die anknüpft an die Hochkultur des antiken Ägypten«. »Völlig falsch«, sagt Professor Afaf Marsot vom Nahost-Zentrum der Universität Kalifornien/Los Angeles (UCLA): »Das ist ein Mythos, der auf fadenscheinigsten Beweisen beruht. Die Ägypter waren eine gemischte Bevölkerung, so wie dies alle Völker des Mittelmeerraumes sind. Das wird Ihnen gleichfalls jeder Ägyptologe bestätigen«.

II

Nicht nur von Ägypten, auch von den ruhmreichen Herrschern Westafrikas erzählen Afrozentristen den Kindern, von den riesigen Gebieten, die sie beherrschten und von den Zivilisationen, die sie geschaffen hatten – aber natürlich erzählen sie nichts von der tyrannischen Herrschaft, die jene ausübten, von der Grausamkeit ihrer Kriege, ihren Stammesmassakern, dem elenden Los der einfachen Leute, von den in den Sklaverei verkauften Gefangenen, ihrer Komplizenschaft mit dem atlantischen Sklavenhandel oder dem Fortdauern der Sklaverei in Afrika, nachdem sie im Westen längst abgeschafft war.

Was den Tribalismus betrifft, so kommt das Wort *Stamm* (tribe) im afrozentrischen Lexikon kaum vor. Doch wer kann die Hoffnung hegen, afrikanische Geschichte zu verstehen, ohne ein Verständnis für die Praktiken, die Loyalitäten, Rituale und Blutfehden des Tribalismus zu haben? Schwarze Historiker aus einer früheren Generation wie Carter Woodson, schrieben von den »Orgien des Krieges und der Opferung menschlichen Lebens« in westafrikanischen Gesellschaften. Eine solche Bemerkung findet sich nirgends im afrozentrierten Curriculum wieder.

Man kann ewig weitermachen mit dem Zitieren zweifelhafter Behauptungen, mit denen afrozentristische Ideologen als Fakten ausgegeben werden – etwa, dass beispielsweise Pythagoras und Aristoteles ihre mathematischen und philosophischen Erkenntnisse von schwarzen Wissenschaftlern aus Ägypten gestohlen hätten. Doch es gibt keinen

verlässlichen Beweis dafür, dass Pythagoras oder Aristoteles jemals Ägypten besucht haben. Im Falle von Pythagoras, so Professor L. Pearce Williams, ein Wissenschaftshistoriker der Cornell-Universität, waren die Babylonier und die Ägypter vertraut mit dem Satz des Pythagoras, doch sein Theorem und der Beweis seiner Gültigkeit waren griechisch. Im Fall von Aristoteles spottet die Idee allen Fakten, Alexander der Große habe die Bibliothek von Alexandria im Auftrag seines Erziehers geplündert – es gab einfach noch kein Alexandria, bevor Alexander die Stadt gründete! Es ist unter Wissenschaftlern völlig unstrittig, dass die Bibliothek erst ein halbes Jahrhundert nach Alexanders und Aristoteles' Tod eingerichtet wurde. Ideen können grundsätzlich kaum »gestohlen«, also vollständig dem eigentlichen Besitzer weggenommen werden, als wären es Juwelen. Und so fragt Diane Ravitch³⁰ denn auch vernünftigerweise, wie um alles in der Welt man »Wissen verlieren kann, indem man es teilt?«

Der *Baseline Essay* zu Wissenschaft und Technologie enthält Biografien schwarz-amerikanischer Wissenschaftler, unter ihnen Charles R. Drew, der als erster das Verfahren zur Konservierung von Blutplasma entwickelte. Drew wurde 1950 bei einem Unfall in North-Carolina schwer verletzt und verlor Unmengen an Blut. »Kein einziges der weißen Hospitäler in der Nähe wollte die dringend benötigte Bluttransfusion ausführen«, heißt es im *Baseline Essay*, »und unterwegs zu einem Krankenhaus, das Schwarze behandelte, verstarb er schließlich«. Eine abenteuerliche Geschichte – der Erfinder der Blutplasma-Konserve kam ums Leben, weil rassistische Weiße ihm seine eigene Erfindung nicht verabreichen wollten. Nur: die Geschichte ist nicht wahr! »Im Unterschied zu gegenteiligen Behauptungen erhielt Drew auf der Stelle eine angemessene medizinische Hilfe«, so der biographische Eintrag zu Drew, den der herausragende schwarze Wissenschaftler Rayford Logan³¹ von der Howard-Universität für das *Dictionary of American Negro Biography* geschrieben hat.

Ist es wirklich eine gute Idee, Kindern von Minderheiten Mythen zu erzählen – oder Mythen als Fakten auszugeben? Ein Reporter für den *Oregonian* beschreibt, was sich dieser Tage in den Klassenräumen von Portland, Oregon, abspielt: »Schwarze Schüler lernen zum Beispiel, dass Afrikaner die beiden Amerikas lange vor Columbus entdeckten und dass Kleopatra eine Schwarze war«. Ist afrozentrischer Chauvinismus so ganz anders als die irisch-amerikanische Legendenbildung, wie sie John V. Kelleher karikiert hat? Führt uns diese unkritische Glorifizierung nicht zurück zu den »edlen Lügen« Platons?

³⁰ Diane Ravitch (*1938): US-amerikanische Erziehungswissenschaftlerin und stellvertretende US-Erziehungsministerin von 1991-1993

³¹ Rayford W. Logan (1897 – 1982): Afroamerikanischer Historiker und panafrikanischer Aktivist

III

Der tiefere Sinn der afrozentrischen Kampagne besteht in der Theorie, dass der Zweck von Geschichtsunterricht in der Schule wesentlich therapeutischer Natur ist – in erster Line also, ein Selbstwertgefühl unter Kindern von Minderheiten aufzubauen. Eurozentrismus, der nicht-weißen Kindern irgendeine Vergangenheit abspricht, auf die sie stolz sein können, wird als der Grund für beklagenswerte akademische Leistungen angenommen. Rassenbewusstsein und Gruppenstolz soll dagegen den Sinn für Identität und Selbstrespekt unter nicht-weißen Studenten stärken.

Ein jeder ist besorgt über den Zustand der amerikanischen Erziehung, besonders in unseren Städten. Jedermann ist darum bekümmert, dafür nach Abhilfe zu suchen, erst recht solcher, die kein Geld kostet und zu Steuererhöhungen führt. Die Überarbeitung des Curriculums kostet nur wenig; sie beruhigt militante nicht-weiße Minderheiten und sie lindert die Schuldgefühle der weißen Mehrheitsgesellschaft. Möglich, dass das funktioniert. Aber wird es das? Hat der Afrozentrismus das Potenzial zu funktionieren, auch nach seinen eigenen Maßstäben?

Werden schwarze Kinder wirklich besser in der Schule, wenn ihnen beigebracht wird, dass alles, was die Welt an Gutem hervorgebracht hat, letztlich aus Afrika stammt? Diese Behauptung stellt eine lebendige Beziehung her zwischen Schwarz-Amerika und Afrika, speziell zu Ägypten als dem vorrangigsten Beweisstück des Afrozentrismus. Doch jeder Konnex zu den Ägyptern, welcher Hautfarbe sie auch immer seien, und schwarzen Amerikanern ruht auf extrem fragiler Grundlage.

Schwarze Amerikaner führen ihre Wurzeln nicht zurück auf das alte Ägypten. Die große Mehrzahl ihrer Vorfahren kam aus Westafrika, insbesondere von der Küste Guineas. Sie entstammten einer Vielzahl von Stämmen und sprachen eine Vielzahl von Sprachen – Prof. Ali Mazrui gibt an, dass Afrika etwa 850 eigene ethnische und sprachlich unterscheidbare Gruppen umfasst. Jegliche Homogenität unter den Sklaven ist nicht auf die afrikanische Stammesherkunft zurückzuführen, sondern auf die Bedingungen der amerikanischen Plantagen.

Doch wie steht es um den Afrozentrismus und die Vorstellung, dass das schwarze Hirn in genetisch distinktiver Weise funktioniert? Könnte es da nicht doch noch besonders exklusive psychologische und biologische Verbindungen zu Afrika geben? Der »einzigartige Status« der schwarzen Psychologie, so behauptet der schwarze Psychologe Wade Nobles, stamme von einer »grundlegenden afrikanischen Philosophie, die die Werte, Sitten, und Verhaltensweisen von Afrikanern sowohl in Afrika als auch in der Neuen Welt bestimmt«. Dieses Gedankenkonzept hat offensichtlich eine starke

Affinität zu Léopold Senghors Konzept der »Negritude«, die in ihrer ursprünglichen Gestalt Schwarze überall als genetisch mit ganz besonderen menschlichen Werten, besonderem psychologischen Erbgut und einem eigenen kulturellen Stil ausgestattet sah. »Emotion ist negrid«, sagte Senghor, »so wie die Vernunft hellenisch ist«.

Doch ist, außer, man hat sich dem biologischen Determinismus verschrieben und akzeptiert, dass der Besitz einer schwarzen Haut eine einzigartige schwarze Mentalität und einen einzigartigen schwarzen Charakter herausbildet, kaum zu erkennen, welche lebendige Verbindung besteht zwischen amerikanischen Schwarzen heute und ihren doch sehr verschiedenen westafrikanischen Vorfahren drei Jahrhunderte zuvor. Biologischer Determinismus – die Theorie, dass Rasse die Mentalität bestimme – ist natürlich nur ein anderes Wort für Rassismus. Biologischer Determinismus ist exakt die Theorie, die die Verfechter der Sklaverei im Süden der USA vor dem Bürgerkrieg benutzten. Welche Ironie, dass nun Schwarze ihrerseits heute diese Theorie anwenden!

Bis vor gar nicht langer Zeit hätten nur wenige schwarze Amerikaner ihre afrikanische Verbundenheit als ein wichtiges Thema in ihrem Leben betrachtet. David Walker sagte 1829 über Amerika in seinem »*Appell an die Farbigen Bürger der Welt*«: »Dieses Land, das wir mit unseren Tränen und unserem Blut bewässert haben, ist nun unser Mutterland«. »Keine einzige Idee hat den Farbigen dieses Landes mehr Unterdrückung und Verfolgung eingebracht«, schrieb der große Frederick Douglass, »als jene, die Afrika und nicht Amerika zu ihrer Heimat machen will. Es ist diese wölfische Idee, die uns vom Bürgersteig abdrängen will und die uns unsere Bürgerrechte beschneiden will«. Als die befreiten Sklaven sich nach der Emanzipationsperiode ihre Nachnamen wählten, da suchten sie keine afrikanischen Namen aus, sondern die Namen amerikanischer Helden: Washington, Jefferson, Jackson, Clay oder Lincoln. »Jahrhunderte der Sesshaftigkeit, der mühseligen Arbeit und des Leidens haben uns zu Amerikanern gemacht«, sagte 1874 ein schwarzer High-School-Direktor: »In Sprache, Furcht und Hoffnungen sind wir Amerikaner«.

»Weder mein Vater noch mein Großvater haben Afrika jemals gesehen, noch waren sie sich seiner Bedeutung bewusst oder kümmerten sich besonders um diesen Kontinent«, erinnert sich W. E. B. Du Bois. Seine eigenen schwarzen Mitarbeiter in der *National Association for the Advancement of Colored People*, so erinnert sich Du Bois weiter, »hatten eine starke Abneigung gegenüber allem Afrikanischen... Sie fühlten sich als Amerikaner, nicht als Afrikaner. Sie verboten sich ängstlich alles, was mit Afrika zu tun hatte«. Obwohl Du Bois selbst seine letzten Jahre in Westafrika verbrachte, hatte er doch früher eine afrikanische Verbindung zurückgewiesen: »Ein für allemal: lasst uns klar darüber werden, dass wir

Amerikaner sind, dass wir mit den frühesten Siedlern hierher gebracht wurden und dass die besondere Art der Zivilisation, aus der wir kamen, es für unser aller Überleben zwingend erforderlich machte, die westlichen Sitten und Lebensweisen vollständig zu übernehmen; kurz: es gibt nichts indigeneres, nichts, das so vollständig 'made in America' wäre als unsereins«.

Von Zeit zu Zeit weckten schwarze Führer, etwa Martin Delany³² in der Mitte des 19. Jahrhunderts oder Marcus Garvey³³ in den 1920er Jahren, ein vorübergehendes Interesse an Afrika. Doch Delanys Kampagne scheiterte am Bürgerkrieg, und Garvey war ein Jamaikaner, der seine Zurück-nach-Afrika-Visionen in England entwickelte; sein amerikanischer Einfluss war nur von kurzer Dauer. Mussolinis Angriff auf Äthiopien 1935 setzte noch einmal ein anfallartiges Interesse frei, das jedoch ebenfalls nur kurzlebig war.

Ich erinnere mich noch an den Präsidentschaftswahlkampf 1956. Adlai Stevenson³⁴, für den ich damals arbeitete, hatte nur eine schwache Agenda, was die Bürgerrechte in Amerika betraf, aber eine starke in Bezug auf den afrikanischen Nationalismus. Ich schlug daher einer Gruppe schwarzer Sympathisanten Stevensons vor, dass dieser vielleicht vor einem schwarzen Auditorium über das Thema »Afrika den Afrikanern« sprechen und er damit sein Defizit bei Bürgerrechtsthemen ausgleichen könnte. Meine so angesprochenen Freunde lachten nur und meinten, dass schwarze Amerikaner nichts weniger interessierte als Afrika.

»In keiner logischen Hinsicht kann der amerikanische Neger noch als Afrikaner betrachtet werden«, schrieb der radikale schwarze Ökonom Abram L. Harris. Der schwarze Pädagoge Horace Mann Bond³⁵ sprach 1959 von der »traditionellen Aversion des amerikanischen Negers gegenüber Afrika und afrikanischen Angelegenheiten«. 1964 schrieb der Soziologe Milton Gordon³⁶ über schwarze Amerikaner: »Ihr Sinn die für Identifikation mit den afrikanischen Nationalkulturen ihrer Vorfahren ist praktisch nicht vorhanden«. »Der Neger ist ein Amerikaner«, sagte Martin Luther King Jr. zu Robert Penn Warren³⁷. »Wir wissen nichts über Afrika«.

Countee Cullens³⁸ Gedicht fasst es zusammen:

³² Martin Robison Delany, 1812-1885, US-am. Arzt, Journalist und Autor, mutmaßlich erster Vertreter eines schwarzamerikanischen Nationalismus

³³ Marcus Mosiah Garvey (1887-1940), jamaikanischer Politiker, Publizist und radikaler Panafrikanist, Gründer der Universal Negro Improvement Association (UNIA).

³⁴ Adlai Ewing Stevenson (1900-1965), US-amerikanischer Politiker der Demokratischen Partei, zwischen 1949 und 1953 Gouverneur von Illinois. Er war 1952 und 1956 Kandidat seiner Partei für die Präsidentschaftswahl

³⁵ Horace Mann Bond, 1904-1972, US-am. Universitätspräsident (Lincoln University)

³⁶ Milton Gordon, geb. 1918, US-am. Soziologe, bekannt durch seine Theorie von den "Sieben Stadien der Assimilation"

³⁷ Robert Penn Warren, 1905-1989, US-am. Schriftsteller und Literaturkritiker

³⁸ Countee Cullen, (1903-1946), US-am. Autor, führender Dichter der „Harlem Renaissance“

*What is Africa to me:
Copper sun or scarlet sea,
Jungle star or jungle track,
Strong bronced men, or regal black
Women from whose loins I sprang
When the birds of Eden sang?*

*One three centuries removed
From the scenes his fathers loved,
Spicy grove, cinnamon tree,
What is Africa to me?*

IV

Offensichtlich haben sich die Einstellungen gegenüber Afrika in den letzten 25 Jahren stark verändert. Amerikanischer Afrozentrismus ist wirklich ein Fall von »Erfindung einer Tradition«, wie es der englische Historiker Eric Hobsbawm³⁹ ausdrückte. Alex Haleys⁴⁰ überzeugender Roman *Roots* half, die Aufmerksamkeit des Publikums für die Tradition zu wecken – wäre Harley allerdings, wie Ishmael Reed⁴¹ später beobachtete, mehr den Herkunftsspuren seines Vaters als denen seiner Mutter gefolgt, »dann wäre er wohl 12 Generationen zurückgereist – nicht nach Gambia, sondern nach *Irland* «.

Der große Stimulus hierfür war weniger die Bürgerrechtsrevolution, die sich stürmisch ohne Begünstigung des Afrozentrismus entwickelt hatte, als vielmehr der Stolz, der dem Entstehen unabhängiger afrikanischer Staaten folgte – für viele schwarze Amerikaner ein Beweis für rassistische Virilität, ähnlich jener, die die Gründung Israels für viele amerikanische Juden besaß. Die Analogie ist freilich nicht ganz stimmig. Wo jüdische Amerikaner noch mit Stolz auf die Leistungen Israels schauen können (oder könnten, jedenfalls bis vor kurzem), müssen Afroamerikaner, denen nur schwerlich gelingt, etwas Bewunderungswürdiges im gegenwärtigen Liberia, Uganda oder Ghana zu finden, stattdessen sich nach Momenten des Ruhmes in der dunklen Vergangenheit umsehen.

³⁹ Eric John Ernest Hobsbawm (1917-2012), britischer Universalhistoriker mit sozial- und wirtschaftshistorischen Schwerpunkten

⁴⁰ Alexander Haley (1921-1992), schwarzer US-am. Schriftsteller. Bekannt wurde er weltweit durch seinen Roman *Roots*, der zur Vorlage einer erfolgreichen TV-Serie wurde

⁴¹ Ishmael Reed (geb. 1938 in Chattanooga, TN), US-amerikanischer Schriftsteller

Die Glorifizierung einer afrikanischen Vergangenheit wurde begleitet durch eine Kampagne zur Ersetzung englischer »Sklaven«-Namen durch afrikanische Namen, zum Tragen afrikanischer Kleidung und zur Wiedererweckung afrikanischer Rituale. LeRoi Jones⁴², der 1962 sagte, dass »Geschichte für den Neger, vor Amerika, eine emotionale Abstraktion bleiben musste«, sah Afrika jetzt viel konkreter und änderte seinen Namen um in Amiri Baraka. Aus Arthur Smith⁴³ wurde Molefi Kete Asante, der andere dazu aufrief, sich ebenfalls afrikanische Namen zu geben: »Nur solche Namen spiegeln unser Bewusstsein wider«.

Während Asa Hilliards Konferenz über die »Einfügung afrikanischer und afroamerikanischer Bildungsinhalte ins Schul-Curriculum« wurde John Henrik Clarke durch eine Ashanti-Inthronisierungszeremonie geehrt: zuerst durch das Blasen eines Muschelhorns, danach das Schlagen der Trommeln, schließlich durch die dreimalige Herabsenkung Clarkes auf einen Ehren-Sessel. »Fünf Männer in Schärpen und mit nacktem Oberkörper, um ihre Köpfe goldene Armreifen, schritten herein«, berichtete Andrew Sullivan in der *New Republic*. »Sie trugen einen riesigen gelben Sonnenschirm, auf dessen Spitze sich ein kleiner Elfenbein-Elefant befand«.

In einer weiteren zeremoniellen Sitzung meinte Abena Walker, dass afrozentrische Erziehung in Washington, D.C. sich ganz und gar auf Riten, Musik und Mantras stütze; Kinder würden »durch Rhythmus und Rappen lernen«. Wade Nobles, in eine lila-blaue Robe gehüllt, trug einen Fetisch nach vorne aufs Podium, um alle Übel zu bannen und beachtete dabei sorgfältig die afrikanische Sitte, zunächst um Erlaubnis bei den Ältesten zu bitten, bevor man zu sprechen beginnt. »Wenn wir anderer Leute Theorien annehmen«, fuhr Nobles fort, »dann sind wir wie Frankensteins Monster, die fremder Leute Willen folgen. Es ist so, als ob jemand wirklich gutes Zeug trinken und es danach ausspucken würde, und wir hätten dann das Ausgekotzte aufzufangen und unsererseits herunterzuschlucken... Werdet keine Kotzeschlürfer!«

All dies ist, jenseits des vulgären Ausbruchs, der das europäische intellektuelle Erbe als Erbrochenes ablehnt, sicher recht traurig. Es gibt allerdings kaum Hinweise darauf, dass diese Erfindung einer Tradition sehr viel mehr ist als der Zeitvertreib von ein paar zornigen, ehrgeizigen, vielleicht verzweifelten Fanatikern und Gaunern. Deren Wirkung ist allerdings bedeutsamer für das Schuldgefühl von Weißen als für das Alltagsdenken der schwarzen Bevölkerung.

⁴² LeRoi Jones (1934-2014), US-amerikanischer Lyriker, Dramatiker, Musikkritiker und Prosaautor

⁴³ Arthur Lee Smith jr. (*1942), US-amerikanischer Autor und Afrozentrist. Sein Buch »Afrocentricity« prägte den Begriff Afrozentrismus

Die Afrikanisierung der schwarzen Amerikaner ist nicht besonders weit gediehen. Vielleicht weil, wie der schwarze Historiker Nathan Huggins⁴⁴ schrieb, »ein Afroamerikaner und der Enkel eines polnischen Immigranten sehr viel mehr miteinander gemeinsam haben als der Erstgenannte mit einem Nigerianer oder letzterer mit einem Arbeiter aus Warschau«. Wenn schwarze Amerikaner Afrika besuchen, dann nehmen Afrikaner sie, was sogar Asante zugibt, vollständig als Amerikaner wahr und praktisch überhaupt nicht als Afrikaner.

Wer auch nur ein wenig von Afrika kennt, schrieb der schwarze Kolumnist der *Washington Post*, William Raspberry, der weiß, dass es keine einheitliche »afrikanische« Kultur gibt, von der schwarze Amerikaner abstammen: »Während einige Afrikaner eine Universität in Timbuktu gründeten, waren andere mit Sklavenhandel, Stammeskriegen oder mit Kannibalismus beschäftigt. Einige Afrikaner waren Monotheisten, andere wiederum Animisten. So wie ihr europäisches Gegenüber auch haben einige von ihnen brillante Philosophien entwickelt, während andere Wilde waren«. Hinsichtlich des afrozentrischen Curriculums, fügt Raspberry hinzu, ist es »eine fragwürdige Annahme, dass schwarzen Kindern, die nur eine vage Vorstellung von ihrer afrikanischen Herkunft haben, afrikanische Kultur leichter eingepflegt werden könne als amerikanische Kultur, der sie sich tagtäglich ausgesetzt sehen«.

Das Schicksal der Kampagne, mit der »schwarz« gegen »afroamerikanisch« ersetzt werden sollte, ist hier beispielgebend. »Als schwarz bezeichnet zu werden ist ohne Substanz...«, so sagte Jesse Jackson⁴⁵ einmal. »Aber Afroamerikaner genannt zu werden, das hat kulturelle Würde«. Der Terminus *Afro-American* wurde in der Tat immer wieder seit den 1850er Jahren in den USA benutzt, er hat sich aber niemals durchsetzen können, und schwarze Amerikaner haben auch keine Eile damit, dieses Bindestrichwort heute anzunehmen. Eine Umfrage der *Washington Post* mit dem Sender *ABC* ergab 1990, dass 66 % der Befragten dem Ausdruck »*black*« vor dem Ausdruck »*African-American*« den Vorzug gaben. Eine Untersuchung von 1991 durch das *Joint Center for Political and Economic Studies*, einer auf schwarze Themen spezialisierte Forschungseinrichtung, erbrachte ein Verhältnis von 72 % zu 15 % zugunsten von »*black*«.

⁴⁴ Nathan Irvin Huggins (1927-1989), Prof. an der Harvard University, führender Wissenschaftler auf dem Gebiet der „African-American studies“

⁴⁵ Jesse Jackson (*1941): US-amerikanischer Bürgerrechtler und Baptistenpfarrer

V

Sogar, wenn Amerika tatsächlich eine spontane und authentische Beziehung mit Afrika hätte: würde dann das Lernen über Afrika das Selbstbewusstsein schwarzer Kinder verbessern?

Die New Yorker Curriculums-Revisionsgruppe behauptet, die monokulturelle eurozentrische Ausrichtung des Curriculums habe »eine schreckliche, zerstörerische Wirkung auf die Psyche von jungen Menschen afrikanischer, asiatischer, Latino- und Ureinwohner-Herkunft«. Die Idee, dass Europa eine einzige homogene Kultur hervorgebracht habe, erscheint ziemlich verrückt. Was ist eigentlich so »monokulturell« in der wilden Mixtur der Menschen von Reykjavik bis Athen, von Lissabon bis Omsk? Kann Henry Adams⁴⁶ und jene Person, die er einmal als »ein verstohlener Jakob oder Isaak« beschrieb, »der noch immer nach Ghetto stinkt und in ulkigem Jiddisch die Zollbeamten an der Grenze anknurrt«, im Ernst als Produkt einer einzigen Kultur angesehen werden? Churchill und Hitler, der heilige Franz und Machiavelli, Pericles und Dracula – allesamt monokulturell?

Auf jeden Fall bietet der Bericht der New Yorker Curriculumsgruppe keinerlei Beweis für die Behauptung, dass eine eurozentrische Ausrichtung die Psyche von Kindern aus Minderheitengruppen zerstört. Soweit ich sehen kann, gibt es keine wissenschaftliche Studie, die irgendeine Korrelation ausweist zwischen ethnisch ausgerichteten Studienprogrammen einerseits und dem Selbstbewusstsein von ethnischen Gruppen andererseits. Gefragt, ob das afrozentrierte Curriculum den Lernerfolg von Kindern aus Minderheitengruppen verbessern würde, klingt selbst Asa Hilliard nur unbestimmt: »Ich weiß nicht, ob irgendjemand eine solche Untersuchung gemacht hat, mit der man mehr als nur auf Meinung und vagen Eindruck gestützt sagen könnte, was hier los ist«.

Der Theorie nach überwindet das Eintauchen in die Geschichte der eigenen ethnischen Gruppe die Gefühle von rassischer Unterlegenheit im Erzeugen von Stolz auf vergangene ethnische Errungenschaften und durch das Anbieten ethnischer Vorbilder zur Inspirierung künftiger Leistungen. Schwarzen Kindern zu erzählen, wie wundervoll das alte Afrika gewesen ist, würde sie härter und besser arbeiten lassen. Aber verbessert die Kenntnis vom Ruhm des alten Griechenland oder die von der Größe Roms die akademischen Leistungen von griechisch- oder italienischstämmigen amerikanischen Kindern? Anscheinend wohl nicht so sehr, als dass man davon gehört hätte. Warum soll es dann schwarzen Kindern helfen, die von

⁴⁶ Henry Adams (1838-1918): US-amerikanischer Historiker und Kulturphilosoph

ihren ursprünglichen Wurzeln nicht erst seit 50, sondern schon seit 300 Jahren getrennt sind?

Auch zwei weiteren Gruppen der amerikanischen Gesellschaft scheint die Abwesenheit von historischen Vorbildern nicht geschadet zu haben: den jüdischen Amerikanern und den Amerikanern asiatischer Herkunft. Entsprechend glorifizieren auch keine semitozentrischen oder asiatozentrischen Schul-Curricula die Zivilisationen ihrer jeweiligen Vorfahren. Und doch haben jüdische Amerikaner und noch mehr insbesondere Amerikaner asiatischer Herkunft – 3 Prozent der Gesamtbevölkerung und 30 Prozent der Studenten der Berkeley-Universität – einen akademischen Erfolg, der ihre Anzahl innerhalb der Bevölkerung weit übertrifft.

Nach dem ursprünglich extremen Arbeitsgruppen-Bericht in New York ernannte die Erziehungskommission ein neues Komitee, das in angemessener Weise einen in seinen Argumenten doch erheblich moderateren Bericht erstellte, der dennoch mit seinen Implikationen in gewisser Weise polarisierend wirkte. Studenten sollten, so empfahl der Bericht, »kontinuierlich« ermuntert werden, sich selbst auf ihr kulturelles Erbe hin zu befragen und warum sie stolz auf dieses Erbe sein sollten. Also, »warum ich Verständnis und Respekt entwickeln soll für meine eigene(n) Kultur(en), Sprache(n), Religion und nationale Herkunft«. Wäre es aber nicht sehr viel angemessener für Studenten, »kontinuierlich« ermuntert zu werden, die amerikanische Kultur zu verstehen, in der sie aufwachsen und in der sie sich auf eine aktive Rolle vorbereiten, um diese Kultur zu formen?

Man ahnt eine gewissen Uneigentlichkeit bei der Aufrüstung von öffentlichen Schulen, die mit dem Ziel geschieht, Kindern von den Schönheiten ihrer jeweiligen ethnischen Wurzeln zu überzeugen. Wenn die ethnischen Subkulturen aber tatsächlich eine eigenständige Vitalität besitzen, dann würden sie an die Kinder hinlänglich durch Familie, Kirche oder die ethnische Gemeinschaft herangetragen werden. Ganz sicher ist es nicht die Aufgabe einer öffentlichen Schule, einen künstlich erzeugten ethnischen Chauvinismus zu befördern.

VI

Warum glaubt eigentlich jeder, dass Stolz und Inspiration nur von Menschen mit gleicher Ethnizität herrühren? Können nur ethnisch miteinander Verwandte Vorbilder sein? Das ist schlicht nicht der Fall. Im Alter

von 12 Jahren entdeckte Frederick Douglass⁴⁷ ein Buch mit dem Titel *The Columbian Orator*⁴⁸, welches Reden von Burke, Sheridan, Pitt und Fox enthielt. »Zu jeder Gelegenheit, die sich mir bot«, sagte Douglass später, »pfl egte ich in diesem Buch zu lesen«. Die dort versammelten Reden »kleideten meine eigenen Gedanken in Worte, die ich im tiefsten Innern hegte und die mir immer wieder durch den Kopf gingen, jedoch langsam abstarben aufgrund des Mangels, ihnen Ausdruck verleihen zu können... Was ich Sheridan verdankte war eine kraftvolle Verurteilung der Sklaverei und eine ebenso starke Bekräftigung der Menschenrechte. Diese Schriften zu lesen versetzte mich in die Lage, meine eigenen Gedanken auszudrücken«. Douglass fand die Tatsache kein unüberwindliches Hindernis, dass die Redner Weiße gewesen waren.

Ebenso wenig schreckte W. E. B. Du Bois vor Kontakten mit eurozentrischen Traditionen zurück. »Ich sitze mit Shakespeare, und er zuckt nicht zusammen. Ungeachtet unserer verschiedenen Hautfarben schreite ich mit Balzac und Dumas zusammen in güldenen Hallen, wo Männer lächeln und Frauen uns willkommen heißen... Ich lade mir Aristoteles und Marc Aurel vor oder wen auch immer, und gnädigerweise kommen sie alle, ohne jede Geringschätzung oder Herablassung. Auf solche Weise der Wahrhaftigkeit verbunden, lebe ich jenseits aller Grenzziehungen«.

Oder hier etwa Ralph Ellison⁴⁹: »In Macon County, Alabama, lese ich Marx, Freud, T. S. Eliot, Pound, Gertrude Stein und Hemmingway – in Büchern, die selten, wenn überhaupt, Neger erwähnten und die geschrieben waren, um mich von welcher 'segregierten' Idee auch immer zu befreien, die ich von meinen menschlichen Möglichkeiten hatte«. Er wurde, fuhr Ellison fort, nicht durch das Beispiel Richard Wrights oder das anderer schwarzer Autoren befreit, sondern durch Künstler, die einen weiten Begriff vom Leben und seinen Möglichkeiten hatten. »Man muss schon eine ziemlich verarmte Imaginationskraft haben, um anzunehmen, dass dies sich einem Neger nur durch das Beispiel anderer Neger vermittelt«. Oder, wie er viele Jahre später hinzufügte, als der schwarze Autor Charles Johnson⁵⁰ den *National Book Award* für seinen Roman *Middle Passage*⁵¹ erhielt: »Himmelherrgott, man schreibt nicht mit seiner Hautfarbe, man schreibt mit seiner Vorstellungskraft!«

⁴⁷ Frederick Douglass (ca. 1818-1895), ehemaliger Sklave, späterer Abolitionist und Schriftsteller. Er galt als einflussreichster Afroamerikaner des 19. Jahrhunderts (WP)

⁴⁸ *The Columbian Orator: Containing a variety of original and selected pieces, together with rules, calculated to improve youth and others in the ornamental and useful art of eloquence* Bingham, Caleb, 1757-1817. <http://digital.library.pitt.edu/cgi-bin/t/text/text-idx?c=nietz;cc=nietz;view=to;idno=00ac6728m>

⁴⁹ Ralph Waldo Ellison (1914-1994), US-amerikanischer Schriftsteller afroamerikanischer Herkunft

⁵⁰ Charles Richard Johnson (* 1948 in Evanston, Illinois): afroamerikanischer Roman- und Kurzgeschichtenautor, Essayist und Hochschulprofessor (WP)

⁵¹ Dt.: "Die Überfahrt" (Suhrkamp, 2002)

Als Sterling Brown, Arthur P. Davis und Ulysses Lee 1941 ihre einflussreiche Anthologie schwarzer Literatur *The Negro Caravan* herausbrachten, lehnten sie den Gedanken ab, dass diese Literatur »einem speziellen kulturellen Muster folgt... Viele schwarze Autoren von heute stehen eher O. Henry, Carl Sandburg, Edgar Lee Masters, Edna St. Vincent Millay, Waldo Frank, Ernest Hemingway und John Steinbeck nahe als sich selbst untereinander. Die Bande der literarischen Tradition scheinen doch stärker zu sein als jene der Rasse. «

Martin Luther King Jr. fuhr recht gut mit Thoreau⁵², Gandhi und Reinhold Niebuhr⁵³ als Vorbilder – und bitte beachten, wofür der Name Kings (und der seines Vaters) letztlich immer noch steht! Die Fakten zeigen jedenfalls, dass eine »eurozentrische« Erziehung kaum die behauptete und schrecklich zerstörerische Wirkung auf die Psyche berühmter amerikanischer Schwarzer gehabt hat. Warum soll man das gegenüber schwarzen Kindern heute verheimlichen? Warum nicht mit Du Bois alle Grenzziehungen ignorieren? Ist Lincoln eine Ikone allein für jene mit englischen, Jackson eine für schottisch-irische und Douglass nur eine Ikone für schwarze Vorfahren? Große Künstler, Denker und politische Führer sind nicht nur Besitztum ihres eigenen ethnischen Clans, sondern gehören der ganzen Menschheit.

Was das Selbstbewusstsein angeht – ist es wirklich das Produkt ethnischer Vorbilder und das von Phantasien einer glorreichen Vergangenheit? Resultiert es nicht eher aus dem Glauben an sich selbst, der wiederum aus eigenen Leistungen erwächst und weniger aus rassischem Stolz? Untereinander zusammenhaltende asiatisch-amerikanische und jüdisch-amerikanische Familien flößen ihren Kindern einen starken Sinn für Selbstachtung ein und ebenso für ihre Bestimmung, hart zu arbeiten. Aus historischen Gründen halten schwarze Familien oft weniger stark zusammen. Infolgedessen wachsen viele schwarze Kinder in eine Welt voller Misstrauen hinein, mit geringem Selbstwertgefühl und wenig Selbstvertrauen. Von Afrika zu hören, würde daran nichts ändern.

VII

Sich der Geschichte als Therapie zu bedienen bedeutet, die Geschichte als Geschichte zu korrumpieren. Alle bedeutenden Ethnien, Kulturen und Nationen haben irgendwann Verbrechen und Grausamkeiten begangen und Schrecken verbreitet. Jede Zivilisation hat Leichen im Keller. Ehrlich betriebene Geschichte nimmt sich ihrer Dokumente unzensiert an. Wie stark würde ein ausführlicher Bericht über afrikanische Despoten, Massaker und

⁵² Henry David Thoreau (1817-1862): US-amerikanischer Schriftsteller und Philosoph

⁵³ Reinhold Niebuhr (1892 -1971): einflussreicher US-amerikanischer Theologe, Philosoph und Politikwissenschaftler

Sklavereien das Selbstbewusstsein schwarzer Studenten stärken? Welche Art von Geschichte bliebe noch übrig, ließe man all diese schlimmen Dinge weg?

Sogar dann, wenn Geschichte beschönigt wird, damit sich die Leute besser fühlen, gibt es noch keinerlei Beweise dafür, dass Wohlfühl-Geschichte ethnisches Selbstbewusstsein stärkt und Studenten dazu befähigt, ihr Leben anzupacken. Afrozentrische Erziehung wird, wie William Raspberry⁵⁴ schrieb, schwarze Kinder im Gegenteil »weniger befähigen, in der Kultur zu bestehen, in der sie sich behaupten müssen«. Und zu welchem Zweck soll es eigentlich dienen, wenn junge schwarze Amerikaner sich afrikanische Namen zulegen, afrikanische Kostüme tragen, afrikanische Rituale imitieren, zu afrikanischer Musik, afrikanischen Mantras und Rhythmen und zu Rapp lernen, das Standard-Englisch ablehnen und schließlich zu hören, dass eine erstklassige Erziehung nichts für sie sei, weil ihr Hirn anders arbeite? Soll solch eine Ausrichtung ihnen wirklich helfen, die Demokratie besser zu verstehen und sich besser ins amerikanische Leben zu integrieren? »General Colin Powell⁵⁵«, daran erinnert uns Jacques Barzun⁵⁶, »erlangte seine Position nicht, weil er glaubte, dass 'Black English' für die Karriere ausreichen würde, die er sich vorgenommen hatte«.

In Wahrheit ist kaum eine Form der Erziehung vorstellbarer, einen »erschreckenden und zerstörerischen Einfluss auf die Psyche zu haben« als gerade der Afrozentrismus. Die beste Methode, die Menschen genau da unten zu belassen, wo sie sind, ist, ihnen die Mittel zu versagen, sich zu vervollkommen, etwas zu leisten und sie von den Chancen fernzuhalten, die das Leben in unserer Gesellschaft bietet. Käme irgendein Rekrutierungsoffizier des Ku-Klux-Klan auf die Idee, sich ein spezifisches Erziehungs-Curriculum ausdenken zu wollen einzig zu dem Zweck, schwarze Amerikaner in ihren Möglichkeiten zu behindern, dann würde er wohl kaum mit etwas Teuflischerem ankommen wollen als mit Afrozentrismus.

Überdies: Würde es schwarzen Kindern helfen, ihr Selbstbewusstsein zu stärken, wenn sie aufwachsen und lernten, dass Vieles von dem, was ihnen Afrozentristen beibringen, überhaupt nicht stimmt? Schwarze Wissenschaftler versuchen schon seit Jahren, die schwarze Geschichte vor chauvinistischen Übertreibungen zu bewahren. Arturo Alfonso Schomburg⁵⁷, der bekannte Chronist schwarzer Geschichte, drückte schon vor langer Zeit seine Verachtung für jene aus, die »spitzfindig zu beweisen versuchen, dass die Hälfte der genialen Geister in der Welt Schwarze seien und die

⁵⁴ William Raspberry (1935 – 2012), afro-amerikanischer Pulitzer-Preisträger, Professor für Journalismus an der Duke Universität und Kolumnist

⁵⁵ Colin Powell (1937), ehemaliger General der US Army und Außenminister unter Präsident George W. Bush

⁵⁶ Jacques Barzun (1907-2012), US-amerikanischer Historiker und Hochschullehrer

⁵⁷ A. A. Schomburg (1874–1938): puertorikanischer Historiker, Schriftsteller und Aktivist in den USA

Amerikaner des 19. Jahrhunderts alle von der Königin von Saba abstammten«.

Der schwarze, 1940 geborene Soziologe Orlando Patterson schreibt mit ähnlicher Geringschätzung über schwarze Pädagogen, die »Ausschau halten nach der großen Zivilisationsepoche – nach Karthago, Ägypten, Nubien und dem ganzen Rest der 'großen' Zivilisationen des antiken Nord-Afrika... Die Rolle des Schwarzen Historikers ist es, den Schwarzen Mann zurück in die wundervolle Story der 'Geburt der Zivilisation' zu führen, um zu beweisen, dass die weiße Geschichte eine große Lüge ist und dass der Schwarze Mann überall dort war, wo sich die Großereignisse der 'Weltgeschichte' abspielten«. Patterson nennt das den »3-P-Ansatz« der schwarzen Geschichte: Prinzen, Prunk und Pyramiden.

Der Nestor der schwarzen Historikerzunft im heutigen Amerika ist John Hope Franklin⁵⁸. »Während ein schwarzer Wissenschaftler«, so schreibt er, »eine klare Verantwortlichkeit hat zur Verbesserung der Gesellschaft, in der er lebt, so muss er doch auch den Unterschied zwischen zupackender Parteinahme auf der einen und den höchsten Wissenschaftsstandards auf der anderen Seite verstehen«. Ernstzunehmende schwarze Wissenschaftler wie Henry Louis Gates Jr.⁵⁹, der Vorsitzende der Afro-Amerikanischen Studien an der Harvard-Universität, betrachtet die Afrozentrität mit Argwohn: »Ich sehe keines dieser Dinge als typisch afroamerikanisch. Für mich klingen sie wie sehr vage Attribute; alle Arten von Kulturen und Gesellschaften haben die gleichen dieser Werte... Ich bin ganz sicher nicht im gleichen Lager wie Molefi Asante und all diesen Leuten«.

Gemeint mit »all diesen Leuten« sind nicht etwa Fürsprecher des kulturellen Pluralismus', sondern die des schwarzen Ethnozentrismus'. Sie unternehmen auch wenige Anstrengungen, ihre politischen Motive zu verschleiern. Asa Hilliard macht sich mit Kritikern aus dem Wissenschaftsbereich nicht etwa die Mühe, ihnen auf ihre kritischen Einwendung einzeln zu antworten – er nennt jeglichen Angriff auf das Afrozentrische Curriculum »generell einen Angriff auf die Beschäftigung mit afrikanischen Menschen«. Indem er den Bericht des erwähnten New Yorker Projektarbeitsstabes verteidigte, nannte einer seiner Autoren die vorgeschlagene Revision des Curriculums »ein machtvolles Instrument der kulturellen und politischen Ertüchtigung. Ich sehe eine deutliche Verbindung zwischen dem Bemühen, uns schwach zu halten, und der Anerkennung dessen, dass wir [die Nicht-Weißen] die Mehrheit im 21. Jahrhundert sein werden«.

⁵⁸ John Hope Franklin (1915–2009): US-amerikanischer Historiker und Professor der Geschichte an der Duke University. Bekannt wurde er für seine 1947 veröffentlichte Arbeit *From Slavery to Freedom*. Er war Träger der höchsten zivilen Auszeichnung der USA, der Presidential Medal of Freedom

⁵⁹ Henry Louis Gates Jr. (*1950): US-amerikanischer Literatur- und Kulturwissenschaftler. Herausragender Vertreter der „African American studies“ zur Erforschung der Geschichte und Kultur der schwarzen Amerikaner

Der Wissenschaftsbetrieb hat ebenso seine Al Sharptons⁶⁰. Es ist schon bemerkenswert, wie wenig respektable schwarze Wissenschaftler 1990 an Hilliards Tagung zur »Beeinflussung afrikanischer und afroamerikanischer Inhalte auf das Schul-Curriculum« teilnahmen. Die Exzesse des Afrozentrismus drohen inzwischen das ganze Feld der afroamerikanischen Studien in ein schiefes Licht zu rücken.

VIII

»Wenn erst einmal ethnischer Stolz und ethnisches Selbstbewusstsein zum Kriterium geworden sind, um Geschichte zu unterrichten«, so führt Diane Ravitch aus, »dann können bestimmte Dinge nicht mehr gelehrt werden«. Die Leichen müssen im Keller bleiben, damit sie bei den Nachfahren kein Missfallen erregen.

Kein Geschichts-Curriculum in diesem Land ist sorgfältiger gearbeitet und besser in seinem kulturellen Pluralismus ausbalanciert als das von Kalifornien. Anhörungen vor dem kalifornischen Schulamt *State Board of Education* zeigen jedoch, was passiert, wenn die ethnische Zugehörigkeit auf Kosten der Wissenschaftlichkeit entfesselt wird. Zur Debatte standen Textbücher, die gemäß dem neuen Curriculum verfasst waren. Amerikaner polnischer Herkunft verlangten, dass jede Erwähnung von Hitlers Holocaust begleitet werde durch gleichrangige Berichte über den Genozid an polnischen Christen. Armenische Amerikaner forderten Berichte über türkische Massaker, wogegen türkische Amerikaner wiederum Einspruch erhoben. Obwohl schwarze Historiker bekundeten, dass die Behandlung der schwarzen Geschichte beispielgebend gelungen sei, behaupteten Afrozentristen, dass die Schulbücher einen „Textbuch-Genozid“ beförderten. Moslems wiederum beschwerten sich, dass die bildliche Darstellung eines islamischen Kriegers mit einem gezückten Krummsäbel Moslems als „Terroristen“ stereotypisieren würde.

„Eine Gruppe nach der anderen“, erinnert sich Ravitch, „bestand darauf, dass ihre Vorfahren mehr gelitten hätten als sonst irgendjemand in der Geschichte“. Amerikanische Ureinwohner, Hispanics, chinesische Amerikaner, Homosexuelle, wiedergeborene christliche Fundamentalisten, Atheisten – sie alle protestierten, dass die Schulbücher nicht weit genug dabei gegangen seien, ihre besonderen Kulturen und Sichtweisen herauszuheben. „Das einzige Thema, das sich konstant durch die Anhörungen hindurchzog“, schreibt Ravitch, „war, dass die Kritiker nichts

⁶⁰ Al Sharpton (*1954): schwarzer US-amerikanischer Bürgerrechtler, Politiker, Radio- und Fernsehmoderator. Der baptistische Prediger war Kandidat für die US-Präsidentenwahlen 2004

beigebracht bekommen wollten, was Mitglieder ihrer eigenen Gruppe beleidigt. Was immer Unterrichtsgegenstand sein sollte, so die Forderung vieler, müsse einen positiven Effekt auf das Selbstbewusstsein oder den Stolz der jeweiligen Gruppe haben. ... Die einzigen Schurken in der ganzen Geschichte-für-Selbstbewusstsein-Bewegung sind weiße Männer, die bislang keine Fürsprecher gefunden haben“.

Das Curriculumshandbuch zur amerikanischen Geschichte für die 11. Klasse erzählt den Schülern, dass es für die US-Verfassung drei „Fundamente“ gebe: die europäische Aufklärung, das politische System der Haudenosaunee-Indianer⁶¹ sowie die vorangegangene koloniale Erfahrung. Nur das politische System der Haudenosaunee enthält erklärende Zwischen- bzw. Untertitel: „a) Einfluss auf koloniale Herrscher und europäische Intellektuelle (Locke, Montesquieu, Voltaire, Rousseau); b) Einfluss auf den Vereinigungsplan von Albany, auf Artikel der Staatenkonföderation und auf die US-Verfassung“.

Wie viele Experten der amerikanischen Verfassung würden diesem mitreißenden Tribut an das »politische System der Haudenosaunee« beipflichten? Wie viele haben je von diesem System gehört? Welchen Einfluss die Irokesen-Konföderation auf die Schöpfer der US-Verfassung auch immer gehabt haben mag, er war allenfalls marginal. Und für europäische Intellektuelle war er verschwindend bis zur Unsichtbarkeit. Kein anderes Curriculum eines Bundesstaates bietet eine derartige Analyse der Entstehungsgeschichte unserer Verfassung. Das bedeutet dann aber auch: kein anderer Bundesstaat hat eine so wirkmächtige Irokesen-Lobby!

Die Debatte über das New Yorker Geschichts-Curriculum bewirkte nachdenkliche Reaktionen bei den Geschichtslehrern des Bundesstaates. Geschichte, so schrieb einer von ihnen, »sollte weder ein Vehikel sein, um irgendeine soziale Gruppe zu erfreuen oder zu befrieden, noch sollten Lehrer als PR-Berater für irgendein Anliegen agieren. Um über Geschichte zu schreiben, bedarf es der kritischen Analyse eines Gegenstandes, nicht aber Lobeshymnen über Heldentaten«. Die Fakultät für Geschichte am College der Universität des Staates New York in Brackport fasste diese Frage in einem Rundschreiben an alle Geschichts-Fakultäten des Bundesstaates so zusammen: »Wir bestehen darauf, dass das Curriculum nicht als ein Instrument dafür benutzt wird, um in erster Linie vergangenes Unrecht wiedergutzumachen, so real es noch empfunden wird. Es ist vielmehr ein Werkzeug, um der Wahrheit über unsere gemeinsame Vergangenheit nachzuspüren«.

⁶¹ Irokesen-Indianer, wohnhaft im Gebiet rund um den Ontario-, Huron- und Eriesee in den heutigen US-Staaten New York und Pennsylvania sowie in Teilen von Alabama und Georgia und im südlichen Ontario und Québec (Kanada) (Quelle: Wikipedia).

Uni-Präsident Franklyn Jenifer von der Howard University hat einmal gesagt, dass »schwarze Institutionen mit einer langen Geschichte« wie seine eigene eine Verantwortung haben, jungen Menschen ihre besondere Geschichte und Kultur zu lehren. Er fügte hinzu: »Man muss vorsichtig sein, wenn man über öffentliche Schulen spricht... Öffentliche Schulen sind ihrer Definition nach Schulen, die für alle offen sind, und sie sollten sich der Bedürfnisse aller Menschen gewahr sein... Es sollte dort keine Kreierung einer nicht existierenden Geschichte geben«.

Wenn jede ethnische oder religiöse Gruppe sich das Recht vorbehält, alles, was in öffentlichen Schulen unterrichtet wird, zu billigen oder mit einem Veto zu belegen, dann wird die fatale Linie zwischen kulturellem Pluralismus und Ethnozentrismus überschritten. Das erste Opfer ist die alte Idee, dass wir alle zusammen Amerikaner sind, was immer auch unsere ethnische Grundlage jeweils sei.

Wohlfühl-Geschichte ist vor allem ein Verrat an einem ehrwürdigen Berufszweig. »Was ich hasse«, sagte Gore Vidal einmal zurecht, »ist Geschichte, die uns zu guten Staatsbürgern erziehen soll. Daran ist noch jedes Geschichtsbuch gescheitert. Stattdessen bekommen wir Erkenntnisse mitgeteilt, dass 'die Hispanos herzenswarm und fröhlich sind und uns solche Wunder in unser Leben gebracht haben', nicht wahr, und vor ihnen die Juden, und wiederum vor diesen die Schwarzen. Und die Frauen. Macht Schluss damit, sage ich!«

Lasst uns unbedingt schwarze Geschichte vermitteln, afrikanische Geschichte, die Geschichte der Frau, hispanische Geschichte, asiatische Geschichte. Lasst sie uns als Geschichte lehren, nicht als filio-pietistische Gedenkfeier zelebrieren. Der Zweck von Geschichte ist nicht die Beförderung von Gruppenselbstbewusstsein, sondern die Welt und ihre Vergangenheit zu verstehen, in leidenschaftsloser Analyse, Urteil und Perspektive, in Respekt für unterschiedliche Kulturen und Traditionen und unerschrocken im Schutz für jene einigenden Ideen der Toleranz, der Demokratie und der Menschenrechte, die freies geschichtliches Forschen überhaupt erst möglich machen.

4

Die Spaltung Amerikas

Niedriges Selbstbewusstsein ist ein zu schweres Leiden, um allein dadurch geheilt zu werden, dass man jemandem nette Dinge über seine eigene ethnische Vergangenheit zu Gehör bringt. Geschichte ist nur sehr unwahrscheinlich dort erfolgreich, wo die Seelenheilkunde versagt. Gerade Afrozentrismus ist eine Flucht aus den harten, kostspieligen Herausforderungen für unsere Gesellschaft – das Erfordernis nämlich nach sicheren Schulen, besseren Lehrern, besserem Lehrmaterial, umfangreicheren Investitionen in die Erziehung. Ebenso das Bedürfnis nach stabilen Familien, welche Selbstdisziplin und Strebsamkeit fördern. Nach Jobs und Einkommen, die wiederum stabile Familien ernähren. Und die Notwendigkeit, dem hemmungslosen Wüten von Drogen und Verbrechen entgegenzutreten und den Rassismus zu überwinden, der noch immer in den Zwischenräumen der amerikanischen Gesellschaft lauert. »Es ist nicht so sehr nötig«, stellte William Raspberry mit Blick auf sein eigenes Volk fest, »dass wir uns auf irgendeine Kultur zurückbesinnen, die wir nie kennengelernt haben, sondern dass wir uns ganz und gar der Kultur annehmen, in der wir existieren«.

I

Der Volkstumswahn im Allgemeinen und die Afrozentriertheit im Besonderen lenken nicht bloß von realen Notwendigkeiten ab; sie verschärfen die Probleme auch noch. Die jüngste Apotheose der Ethnizität, ob schwarz, braun, rot, gelb oder weiß, hat die bestürzende Aussicht wiederbelebt, von der die Amerikaner in den glücklichen Tagen des *melting pot* einmal glaubten, dass das Land sich langsam aber sicher davon entfernen würde – die Perspektive einer in unterschiedliche Segmente geteilten Gesellschaft ethnischer Volksgruppen. Der Ethnizitäts-Kult überhöht Differenzen, verstärkt Ressentiments und Antagonismen. Er treibt die schrecklichen Keile zwischen den Rassen und Nationalitäten noch tiefer. Am Ende beschert er uns nur Selbstmitleid und Selbstghettoisierung.

Nun gibt es in der schwarzen Volksgruppe allerdings ein vernünftiges Argument, sich als Teil der Vorbereitung auf den Eintritt in eine integrierte Gesellschaft auf ebenbürtiger Basis umzugruppieren und mehr Eigenständigkeit anstreben zu sollen. Integration auf jeder anderen Grundlage, so wird argumentiert, würde die totale Kapitulation gegenüber weißen Standards bedeuten. Ein Bekenntnis zu rassischem und kulturellem

Stolz sei daher entscheidend für wirkliche Integration. Als psychologisches Argument lässt sich das vielleicht hinnehmen. Aber stimmt es auch in kultureller Hinsicht?

Über Generationen hinweg wuchsen Schwarze in einer amerikanischen Gesellschaft auf, auf die sie einen beträchtlichen Einfluss ausübten und für die sie bedeutsame Leistungen erbrachten. Selbst-Afrikanisierung nach 300 Jahren in Amerika ist jedoch Schauspielerei. Afrozentriertheit, wie sie von ethnischen Ideologen dargelegt wird, beinhaltet Europhobie, Separatismus, Entfremdungsgefühle, Viktimisierung und Paranoia. Am allerseltsamsten und unerwartetsten ist die schwarze Forderung nach einer Rückkehr der Separierung von Schwarz und Weiß.

»Wenn man schwarze von anderen Kindern gleichen Alters und gleicher Qualifikation allein aufgrund ihrer Rasse voneinander trennt«, so schrieb der Oberste Richter Warren im Schul-Integrations-Fall, »dann erzeugt dies in ihren Herzen und Köpfen ein Gefühl der Minderwertigkeit hinsichtlich ihrer Stellung in der Schulgemeinschaft, welches praktisch nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann«. Nach 40 Jahren schließt sich der Kreis dieser Doktrin. Integration wird als Ursache von Minderwertigkeitsgefühlen betrachtet, und diese beheben soll nun wiederum die Segregation.

Die Wiederbelebung des Separatismus soll, wenn es nach dem schwarzen Erziehungsexperten Felix Boateng⁶² geht, bereits in den untersten Schulklassen beginnen. »Der Gebrauch des Standard-Englischen als einziger Unterrichtssprache«, so Boateng, »verschärft den Prozess der kulturellen Entfremdung (*deculturalization*⁶³)«. Ein »kulturell relevantes Curriculum« für Kinder von Minderheiten würde stattdessen »den gewohnten heimischen bzw. den Dialekt ihrer ethnischen Gruppe« berücksichtigen, »den sie mit in die Schule bringen«. (Nicht alle schwarzen Pädagogen, so muss man freilich sagen, teilen diesen Wunsch, schwarze Kinder schon im Kindesalter zu behindern. »Eines ist klar«, bemerkt Janice Hale-Benson von der Cleveland State University: »Standard-Englisch zu sprechen ist eine Fähigkeit für schwarze Kinder und ihre Aufwärts-Mobilität in der amerikanischen Gesellschaft. Und diese Fähigkeit sollte schon in früher Kindheit erworben werden«.)

Wenn es irgendeine Erziehungseinrichtung gibt, die Menschen als Individuen in freundlicher und gesitteter Gemeinschaftlichkeit zusammenbringt, dann sollte dies die Universität sein. Doch die

⁶² Zu Boateng s. o. (S. 34)

⁶³ "Deculturalization is the process by which an ethnic group is forced to abandon its language, culture, and customs. It is the destruction of the culture of a dominated group and its replacement by the culture of the dominating group" (Wikipedia: Deculturalization)

Fragmentierung der Universitäten in den vergangenen Jahren in eine Vielzahl ethnischer Organisationen ist spektakulär und beunruhigend.

Man stößt auf schwarze Studentenwohnheime, schwarze Studentengewerkschaften, schwarze Bruder- und Schwesternschaften, schwarze Handels- und Anwaltskammern, schwarze Schwulen- und Lesbiergruppen, schwarze Esstische in den Mensen. Stanford, so berichtet Dinesh D'Souza, hat »ethnische Themenhäuser«. Die Universität von Pennsylvania hat für Schwarze – die nur 6 % aller Immatrikulierten stellen – ein eigenes Jahrbuch. Der Campus besitzt heute, so ein Professor der dortigen Universität, »die kulturelle Diversität von Beirut. Es gibt unterschiedlich bewehrte ethnische Lager. Die schwarzen Kids mischen sich nicht mit den weißen. Die Asiaten sind ganz für sich selbst. Unterdrückt zu sein gilt als das große Statussymbol«.

Das Oberlin College⁶⁴ war für anderthalb Jahrhunderte das Modell einer ethnisch integrierten Ausbildungsstätte. »In zunehmendem Maße«, so berichtet Jacob Weisberg, ein Redakteur von *The New Republic*, »denken, handeln, studieren und leben die Oberlin-Studenten getrennt«. Asiaten leben im »Asia House«, Juden im »'J' House«, Latinos im »Spanish House«, Schwarze im »African-Heritage House«, ausländische Studenten im »Third World House«. Sogar die »*Lesbian, Gay, and Bisexual Union*« hat sich in ein ethnisches und ein Gender-Lager gespalten. »Das Ergebnis sind getrennte Welten«.

Sich eng zusammenzuschließen ist eine nachvollziehbare Reaktion bei jeder Minderheitengruppe, die mit neuen und angsteinflößenden Herausforderungen konfrontiert wird. Aber institutionalisierter Separatismus erzeugt nur ethnische Differenzen und verschärft die Spannungen unter den Ethnien. »Bestimmte Aktivitäten werden als 'weiß' oder 'schwarz' gekennzeichnet«, meint ein schwarzer Student der Central Michigan University. »Wenn man nicht nur an 'schwarzen' Aktivitäten teilnimmt, wird man ausgegrenzt«. Eine neuere Studie der schwarzen Anthropologin Signithia Fordham von der Rutgers University kommt zu dem Schluss, dass ein Hauptgrund für schwarzen Leistungsrückstand in der Furcht darüber besteht, dass akademischer Erfolg als Verrat gegenüber der weißen Welt verstanden wird. »Was sich anscheinend in einigen Teilen der schwarzen Community entwickelt«, so Fordham, »ist eine Art kulturelle Orientierung, durch die das akademische Lernen an den Schulen als 'weißes' Verhalten definiert wird«.

Militante Schwarze argumentieren zudem, dass, weil nur Schwarze die schwarze Erfahrung wirklich verstehen könnten, allein Schwarze schwarze

⁶⁴ Privates Kunst-College in Oberlin, Ohio, gegr. 1835

Geschichte und Literatur unterrichten sollten – etwa so, wie nur Frauen, nach Meinung einiger Feministinnen, weibliche Geschichte und Literatur unterrichten sollten. »Wahre Vielfalt«, so der Budget-Ausschuss der kalifornischen Universität von Berkeley, erfordere, dass die unterrichteten Kurse mit den ethnischen und den Gender-Identitäten der Lehrenden übereinstimmten.

Der Grundsatz, dass ausschließlich Menschen schwarzer Hautfarbe schwarze Geschichte lehren und zu Papier bringen könnten, führt unweigerlich nicht nur zur Auffassung, dass Schwarze eben nur über schwarze Geschichte dozieren und schreiben könnten – auch die Folgeerscheinungen sind damit schon vorgezeichnet: Chinesische Geschichte zu unterrichten wird Chinesen vorbehalten, die Geschichte der Frauen nur Frauen, usw. Henry Louis Gates⁶⁵ kritisiert »ghettoisierende Lehrprogramme, bei denen Studenten und Fakultätsmitglieder herumsitzen und darüber debattieren, ob eine weiße Person einen schwarzen Gedanken denken kann«. Hinsichtlich des Gedankens, dass es etwas »Mystisches« bei den »*Black Studies*« gäbe, für das ein Mensch mit schwarzer Haut benötigt werde, um ihm nachzuspüren – dies, so bringt es John Hope Franklin kurz und bündig auf den Punkt, ist »Voodoo«.

Das Voodoo-Prinzip ist inzwischen aus dem Wissenschaftsbetrieb in den Bereich der Künste vorgedrungen. So insistiert der herausragende schwarze Stückeschreiber August Wilson⁶⁶ auf einem schwarzen Regisseur für die Verfilmung seines Theaterstücks *Fences*. »Wir gehen unterschiedlich damit um, auf die Welt zu reagieren«, erläutert Wilson. »Wir haben unterschiedliche Vorstellungen über Religion und unterscheiden uns in unseren Gewohnheiten des sozialen Umgangs miteinander. Wir haben unterschiedliche Vorstellungen über Stil und Sprache. Wir besitzen eine unterschiedliche Ästhetik... Für den Job wird jemand benötigt, der die Besonderheiten der schwarz-amerikanischen Kultur teilt... So lautet die zugrundeliegende Regel: Schwarze führen keine Regie in italienischen Filmen, Italiener keine in jüdischen. Und Juden sind keine Regisseure in schwarz-amerikanischen Filmen«. Was für eine furchtbare Regel das wäre!

Im gleichen engstirnigen Geist versuchte die Gewerkschaft der Theaterschauspieler, *Actor's Equity*, den britischen Schauspieler Jonathan Pryce davon abzubringen, in New York jene Rolle in *Miss Saigon* zu spielen, die er zuvor schon in London gespielt hatte. Es ginge nicht an, »einen weißen Schauspieler in der Rolle eines Eurasiers zu besetzen«. (Falls diese Doktrin dauerhaft gültig bliebe, so Pryce, »wäre ich für den Rest meines

⁶⁵ Henry Louis „Skip“ Gates, Jr. (*1950): US-amerikanischer Literatur- und Kulturwissenschaftler. Er gilt als herausragender Vertreter der „African American studies“, der Erforschung der Geschichte und Kultur der schwarzen Amerikaner. Er gilt als „der berühmteste schwarze Gelehrte der Nation“.

⁶⁶ August Wilson (1945 – 2005): US-amerikanischer Dramatiker und Bühnenautor sowie zweifacher Pulitzer-Preisträger

Lebens wohl dazu verurteilt, Waliser darzustellen«.) *Actor's Equity* wandte das gleiche Prinzip allerdings nicht konsequenterweise auf die beiden schwarzen Schauspieler Morgan Freeman und Denzel Washington an. Beide spielten zur gleichen Zeit Shakespeare in New York. Gallig empfahl das *Wall Street Journal*, dass gemäß dem vielbeschworenen Prinzip nicht nur Weiße gegen die Besetzung Denzel Washingtons als Richard III., sondern v.a. Behinderte gegen ihn wegen seines fehlenden Buckels protestieren sollten.

Der herausragende schwarze Sozialpsychologe Kenneth B. Clark⁶⁷, dessen Untersuchungen die Entscheidung des Obersten Gerichts der USA im Urteil zur Schul-Integration beeinflusste, weist das Argument zurück, dass Schwarze und Weiße getrennt werden müssten, »weil sie verschiedene Kulturen verträten und weil Kulturen sich wie Öl und Wasser nicht mischen könnten«. Genau dies, so Clark, haben weiße Anhänger der Rassentrennung schon seit Generationen behauptet. Und er fügt hinzu: »Es gibt absolut keinen Beweis für die Behauptung, dass der inhärente Schaden für menschliche Wesen infolge primitiver rassischer Ausgrenzung weniger schwerwiegend ist, wenn eine solche Ausgrenzung nun ihrerseits von den einstigen Opfern gefordert und durchgesetzt wird und nicht von der dominierenden sozialen Gruppe«.

II

Der separatistische Impuls ist keineswegs nur auf die schwarze Community begrenzt. Ein weiterer auffälliger Ausdruck dessen ist die Zweisprachigkeits-Bewegung – vordergründig im Interesse aller Nicht-Englisch-Sprechenden vorangetragen, vor allem jedoch ein Projekt von Hispano-Amerikanern.

Zweisprachigkeit oder Bilingualismus ist wahrlich kein neues Thema in der amerikanischen Geschichte. Sieben Jahre nach Annahme der Verfassung wurde im Repräsentantenhaus ein Vorschlag ganz knapp zurückgewiesen, welcher 3000 Gesetzespakete des Bundes sowohl in Deutsch als auch in Englisch ausgedruckt sehen wollte. (Diese Begebenheit stand Pate für den Mythos, der später von US-Nazi-Propagandisten wie Colin Ross ausgeschmückt wurde, demzufolge Deutsch beinahe das Englische als offizielle Sprache Amerikas ersetzt hätte.) Im 19. Jahrhundert blieben frisch im Land eingetroffene Immigranten für eine ganze Weile noch bei ihrer gewohnten Sprache. Sie benutzten sie zuhause, in den Kirchen, in Zeitungen und nicht selten in bilingualen öffentlichen Schulen, bis durch

⁶⁷ Kenneth B. Clark (1914 – 2005): Professor am City College, New York, erster schwarzer Präsident der American Psychological Association.

kulturelle Angleichung der Gebrauch anderer Sprachen jenseits des Englischen zurückging und er im Verlauf des Ersten Weltkriegs schließlich eher verpönt war.

Die Verbindung des Kults der Ethnizität mit dem Einwandererstrom aus spanischsprechenden Ländern hat in den letzten Jahren dem Bilingualismus erneut Auftrieb gegeben. Der vorgebliche Zweck ist nur vorübergehend: Er soll dazu dienen, nicht-englischsprechende Kinder so schnell wie möglich aus zweisprachigen Klassen in solche Klassen einzugliedern, in denen alle Englisch sprechen. Das *Bilingual-Education-Gesetz* von 1968 stellt dafür die Richtlinien und die finanziellen Mittel bereit. Die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs von 1974 im Fall *Lau vs. Nichols* (es ging hier um eine Chinesisch sprechende Person) verpflichtet zudem die Schulbezirke, besondere Programme für Kinder bereitzustellen, die kein Englisch können.

Leider aber zahlte sich der Bilingualismus nicht so aus wie eigentlich gedacht; vielmehr war das Gegenteil der Fall. Auch wenn die belegten Aussagen hierzu recht uneinheitlich sind, so weisen doch alle Anzeichen darauf hin, dass zweisprachige Erziehung die Eingliederung der spanischsprechenden Kinder in die englischsprechende Welt eher verzögert als beschleunigt, und dass diese Erziehung die Segregation stärker begünstigt als die Integration. Bilingualismus verschließt Türen. Er begünstigt die Selbst-Ghettoisierung, und diese wiederum gibt dem ethnischen Antagonismus Auftrieb. Bilingualismus »fördert Zusammenballungen von Hispanics und belässt sie hierin, anstatt dass sie sich integrieren«, sagt Alfredo Mathew Jr., ein führender Bürgerrechtler der hispanischen Community. Der Bilingualismus könnte »einen Typus von Apartheid begünstigen, der zu Feindseligkeiten mit andere ethnischen Gruppen wie etwa Schwarzen beim Wettbewerb um knappe Ressourcen führt; er könnte zugleich die Hispanics immer mehr vom Rest der Gesellschaft entfremden«.

Eine andere Sprache außer Englisch zu sprechen verdammt Menschen dazu, in der amerikanischen Gesellschaft Bürger zweiter Klasse zu sein. »Diejenigen, die in einem bilingualen Amerika am meisten zu verlieren haben«, so der Mexiko-Amerikaner Autor Richard Rodriguez, »sind die ausländisch sprechenden Armen«. Rodriguez erinnert sich an seine eigene Kindheit: »Es hätte mir schon gefallen, wenn mich meine Lehrer auf Spanisch angesprochen hätten... Aber das hätte mich bloß dabei zurückgeworfen, ... die Sprache der Mehrheitsgesellschaft zu erlernen... Erst als ich imstande war, mich als Amerikaner zu verstehen und nicht länger als einen Fremden in einer *Gringo*-Gesellschaft, konnte ich die Rechte und Möglichkeiten wahrnehmen, um meine Persönlichkeit voll in die Gesellschaft einzubringen«.

Einsprachige Erziehung öffnet die Tür zur weiten Welt. »Ich sprach kein Englisch ungefähr bis ich 8 Jahre alt war«, erinnerte sich New Yorks Gouverneur Mario Cuomo vor kurzem, »als ich in die Volksschule kam, war das ziemlich traumatisch für mich. Mich hat das unglaublich stark geprägt«. Traumatisch oder nicht, die Volksschule lehrte Cuomo das effektivste Englisch unter den Politikern seiner Generation.

Eine Professorin der Universität von Massachusetts meinte freilich zu Rosalie Pedalino Porter⁶⁸, deren lange Erfahrung in bilingualer Erziehung sich in ihrem ausgezeichneten Buch *Forked Tongue* (Gespaltene Zunge) niederschlug, dass Kindern Englisch zu lehren, die in einer anderen Sprache aufgewachsen sind, eigentlich eine Form der politischen Unterdrückung sei. Bewundernswert ihre Erwiderung: »Wenn wir unseren Schülern mit Erfolg dabei helfen, die Mehrheitssprache fließend zu beherrschen... dann ertüchtigen wir sie, aber wir nehmen ihnen keine Chancen«.

Beunruhigte Konservative fordern inzwischen aus Angst darüber, dass das Land sich auf dem absteigenden Ast befindet, einen Verfassungszusatz, mit dem das Englische zur offiziellen Sprache der USA gemacht werden soll. Das ist keine gute Idee. Die englische Sprache bedarf keiner gesetzlichen Bekräftigung, und das Bestreben nach einem Zusatzartikel würde nur rassistische Diskriminierungen und Ressentiments befördern.

Nichtsdestotrotz ist eine gemeinsame Sprache ein unverzichtbares Band des nationalen Zusammenhalts in einem Land, das sich so heterogen zeigt wie die USA. Die bilinguale Kampagne hat sowohl ein Erziehungs-Establishment mit einem eigennützigem Interesse daran geschaffen, den bilingualen Wirkungsbereich weiter auszudehnen, als auch eine politische Lobby mit einem eigennützigem Interesse, sich die hispanische Wählerschicht zu erhalten. Wie der Afrozentrismus und der Kult um die Ethnizität ist der Bilingualismus eine elitäre, keine populäre Bewegung – »romantischer Ethnizismus«, wie Myrdall es nennt, und zugleich politischer Ethnizismus. Damit bleibt der institutionalisierte Bilingualismus eine weitere Quelle der gesellschaftlichen Fragmentierung Amerikas, eine weitere Bedrohung des Traums vom »one people«.

III

Als höchst unheilvoll hinsichtlich separatistischer Anwendungen erweisen sich die Gemeinheiten, die entstehen, wenn eine Gruppe gegen

⁶⁸ Dr. Rosalie Pedalino Porter ist derzeitige (2017) Vorsitzende von ProEnglish, einer gemeinnützigen Lobbyorganisation, die Englisch als einzige offizielle Sprache der USA erhalten wissen will. www.proenglish.org

eine andere in Stellung gebracht wird. Was Harold Isaacs⁶⁹, dieser scharfsinnige Beobachter rassischer Empfindlichkeiten und Ressentiments, das »eingebaute Wir-Ihr-Syndrom« nannte, hat seit jeher mehr Dominanzanspruch, Angst, Hass und Tötungen verursacht als jedes andere Einzelmotiv.

Schwarze haben, weil sie – zumindest in Amerika – am schwersten unter Verfolgungen zu leiden hatten, wahrscheinlich die größte Anfälligkeit für Paranoia; immer eingedenk dessen, dass sogar Paranoiker reale Feinde haben mögen. Überhaupt, wenn man bedenkt, was wir heute über die Verschwörungen gegen schwarze Amerikaner wissen, die von J. Edgar Hoover⁷⁰ ausgeheckt und von seinem FBI exekutiert wurden, wer möchte Schwarze dann noch dafür tadeln, dass sie weißen Absichten für immer misstrauen?

Dennoch ist die Umfrage von *New York Times* und von WCBS-TV unter New Yorkern aus dem Jahr 1990 erschreckend. 60 % der schwarzen Befragten hielten es für wahr oder möglicherweise wahr, dass die Regierung Drogen in schwarzen Wohnquartieren verfügbar macht mit dem Ziel, Schwarzen zu schaden. 29 % meinten, es sei wahr oder möglicherweise wahr, dass das AIDS-Virus von rassistischen Verschwörern erfunden wurde, um Schwarze zu töten.

Als New Yorks Bürgermeister Edward Koch den unverwüstlichen Leonard Jeffries⁷¹ vom CCNY einmal zum Frühstück einlud, um mit ihm die Theorie der »Menschen des Eises – Menschen der Sonne« zu diskutieren, da stimmte Jeffries zwar zu, »sagte aber, er würde nichts essen, weil Weiße versuchen würden, ihn zu vergiften. Als er eintraf«, so berichtet Koch, »bot ich ihm einen Kaffee und ein Plunderstück an, doch er lehnte ab. Ich erbot mich, sein Vorkoster zu sein, aber er lehnte immer noch ab«.

Bei einer weiteren Gelegenheit bemerkte Jeffries, dass »AIDS, das einem Labor entsprang und sich konzentriert in bestimmten Bevölkerungsgruppen wiederfindet, ganz gewiss als Teil einer Verschwörung betrachtet werden muss«. Nach einem von Jeffries gegebenen Kurs berichteten zehn schwarze Studenten einem Reporter der *Times*, dass AIDS und Drogen tatsächlich Teil einer weißen Verschwörung seien. »Während der Regierungszeit von Präsident Carter«, meinte einer, »gab es mal ein Dokument, das darlegte, dass bis zum Jahr 2000 100 Millionen Afrikaner zu vernichten wären«. »Aufgrund dessen, wer hier wohl am ehesten vernichtet werden soll, aber auch als jemand, der in den USA aufgewachsen ist und der

⁶⁹ Harold Isaacs (1910-1986): US-amerikanischer Journalist und Politikwissenschaftler. Sein journalistischer Schwerpunkt lag in Ostasien, v.a. China

⁷⁰ John Edgar Hoover (1895-1972): ab 1924 der sechste Direktor des Bureau of Investigation (BOI) und vom 23. März 1935 bis zu seinem Tod der erste Direktor des nunmehr umbenannten Federal Bureau of Investigation (FBI)

⁷¹ Leonard Jeffries (*1937): Afro-Amerikanischer Professor für „Black Studies“ am City College von New York, NY (CCNY)

die Geschichte der Sklaverei und des Rassismus in diesem Lande kennt«, so sagte ein älterer Schwarzer, »kann man nicht einfach schwarz sein und dabei nicht fühlen, dass AIDS irgendeine Art Experiment darstellt, irgendeinen heimlichen Plan, der sich gegen unerwünschte Bevölkerungsminderheiten richtet«.

Solche Spekulationen beschränken sich keineswegs auf die aufgeheizten Bürgersteige von New York. »Lass mich eine Rede vor einem schwarzen Publikum halten«, bekannte William Raspberry, »und irgendwann, wenn das Publikum Fragen stellen darf, wird mit Sicherheit jemand aufstehen und fragen, ob ich glaube, dass es eine Verschwörung gegen schwarze Amerikaner gibt. Es spielt keine Rolle, ob das Thema Drogen oder Arbeitslosigkeit ist, schlechte Leistungen in der Schule, Teenageschwangerschaften, Politik oder Einwanderung. Ich kann jedes Mal darauf wetten, irgendeine Verschwörungstheorie zu hören«.

Was sich hier bei Schwarzen abspielt ist nur eine besonders extreme Form des Verfolgungswahns – das Gefühl, dass da irgendetwas draußen geschieht, was sie angreifen soll. Bei Gelegenheit werden beinahe alle Minderheiten von derlei Gefühlen erfasst. Gegenseitige Verdächtigungen und Feindseligkeiten tendieren dazu, sich in einer Gesellschaft zu entwickeln, die nach dem Prinzip des Sich-Durchschubsens und der Gruppenrivalität ausgerichtet ist.

IV

»Die Ära, die mit dem Traum von der Integration begann«, so bemerkte Richard Rodriguez, »endete schließlich mit der Verachtung für die Assimilation«. Anstatt die fremdländische Hautfarbe abzulegen, wie dies einst John Quincy Adams vorschlug, und niemals wieder auf sie zurückzukommen, ist es Mode geworden, sich seiner Hautfarbe so auffällig wie möglich wieder bewusst zu sein. Der Ethnizitätskult hat die Zielrichtung der amerikanischen Geschichte umgedreht und schafft nunmehr eine Nation von Minderheiten – zumindest die ihrer Sprecher –, die weniger daran interessiert ist, sich mit der Mehrheit in gemeinsamen Bestrebungen zu verbinden, als ihre Distanzierung von einer unterdrückerischen, weißen, patriarchalischen, rassistischen, sexistischen Klassengesellschaft. Die Ideologie der Ethnizität schärft jedem ein, dass die Zugehörigkeit zu dieser oder jener ethnischen Gruppe die Grundlage der amerikanischen Erfahrung darstellt.

Die meisten Amerikaner, so viel ist wohl richtig, sehen sich weiterhin zuallererst als Individuen und nur in zweiter Linie als – trivialerweise – Angehörige einer Gruppe. Schaden angerichtet wird nicht schon dadurch, dass ethnische Gruppen sich stolz auf ihre historische Vergangenheit oder auf ihre Beiträge zur amerikanischen Gegenwart zeigen. Die Spaltung der Gesellschaft in festgelegte Ethnien begünstigt freilich eine Kultur der Viktimisierung und die Ansteckung mit leicht aufflammenden Empfindlichkeiten. Wenn eine lautstarke, deutlich erkennbare Minorität sich zuallererst auf die Loyalität zu ihrer Gruppe einschwört, sei diese ethnisch, sexuell, religiös oder, seltener, politisch (kommunistisch, faschistisch) bestimmt, dann bedeutet dies eine Bedrohung der zerbrechlichen Bande nationaler Identität, die unsere so vielfältige und in sich gespaltene Gesellschaft zusammenhalten.

Ein ganz besonders hässliches Gefühl scheint sich auf jenem Feld ausgebreitet zu haben, in welchem die Freiheit der Forschung und der freien Meinungsäußerung eigentlich am wenigsten behindert, das bürgerschaftliche Engagement aber am meisten geschätzt werden sollte – in unseren Kollegien und Universitäten. Es macht nicht unbedingt Spaß, dieser Tage eine Universität zu leiten. Studenten können mit ihren Schikanen, Streichen und Beleidigungen schamlos und grausam in ihrem Ausgrenzungsverhalten sein. Studenten aus Minderheitengruppen sind oft aus höchst nachvollziehbaren Gründen verängstigt und eingeschüchtert. Extremes Mobbing, Beschimpfungen, Beleidigungen und Verleumdungen verursachen schwerwiegende Probleme. So tauchen derzeit überall auf dem Campus der Universität von Michigan Plakate auf, die den Slogan des *United Negro College Fund* parodieren: "Der Verstand ist schrecklich, wenn man ihn verschwendet – besonders an einen Nigger". Doch anständige weiße Studenten schließen sich auch schon dem Protest gegen solche weißen Schläger und Strolche an.

Uni-Präsidenten und Dekane beginnen sich zu fragen, was womöglich wichtiger ist: der Schutz der freien Meinungsäußerung oder die Verhinderung rassistischer Verfolgung? Die US-Verfassung, sagte Richter Holmes einmal, umfasst »das Prinzip des freien Denkens – nicht des freien Denkens für diejenigen, die mit uns übereinstimmen, sondern die Freiheit für jenes Denken, das wir hassen«. Angenommen, das Denken, das wir hassen, untergrübe das Verfassungsideal einer gleichen, dem Recht unterworfenen Gerechtigkeit: Schützt der erste Verfassungszusatzartikel⁷² nicht ebenso die Gleichheit wie die Freiheit? Und wo zieht man dann die klare Linie zwischen Reden und Verhalten?

⁷² "Der 1791 verabschiedete Artikel verbietet dem Kongress, Gesetze zu verabschieden, die die Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit oder das Petitionsrecht einschränken. Außerdem verbietet der Artikel die Einführung einer Staatsreligion und die Bevorzugung oder Benachteiligung einzelner Religionen durch Bundesgesetz." (Wikipedia: [1. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten](#))

Man kann durchaus eine gewisse Sympathie für bedrängte Uni-Verwaltungen hegen, die ihr bestes dabei geben, Studenten aus der Gruppe der ethnischen Minderheiten zu helfen und Vorschriften aufzulegen, um rassistisches und sexistisches Reden vom Campus zu verbannen. Mehr als 100 Institutionen haben bis zum Februar 1991 auf diese Weise gehandelt, so die *American Civil Liberties Union (ACLU)*. Meine eigene entschiedene Haltung hierzu entspricht jedoch derjenigen des ersten Verfassungszusatzartikels; und das bedeutet, jeweils jede mündliche Äußerung einzeln zu bekämpfen und nicht pauschal durch eine Zensurmaßnahme. Doch ich befinde mich ja auch nicht dort in den gerade aktuellen Auseinandersetzungen...

Man kann sogar Verständnis dafür haben, warum Uni-Verwaltungen, wenn sie sich unsicher sind, was jeweils das Beste im Sinne von Minderheiten ist, und im Bestreben, dass es auf dem Campus ruhig bleibe, separatistische Maßnahmen akzeptieren und sogar finanziell unterstützen, zu denen sie von studentischen Militanten genötigt werden. Sie könnten allerdings auch mal über diese Bemerkung Kenneth Clarks reflektieren: »Der weiße Liberale..., der schwarzem Separatismus so eifertig und wohlwollend nachgibt, sollte auf seine eigenen Gründe achten – vielleicht geht's hier nicht zuletzt um vorzügliche Selbstentlastung!« Traurig zu erwähnen, gleichwohl erhellend, dass jene Uni-Verwaltungen, die sich wie Berkeley, Michigan, Oberlin oder die Universität Amherst/Massachusetts am meisten dabei hervortun, rassistisch-ethnische Enklaven zu unterstützen, diejenigen sind, die, dem Hinweis von Dinesh D'Souza zufolge (der selber ein Inder aus Indien ist), die stärksten rassistischen Spannungen aufzuweisen haben. Troy Duster, ein Berkeley-Soziologe, erkennt seinerseits eine Beziehung zwischen Gruppen-Separatismus und rassistischer Feindseligkeit unter Studenten.

Moderate, die sich hierzu lieber abwehrend als Individuen verhalten wollen, werden dazu genötigt, sich ihrer jeweiligen Gruppe anzuschließen. Diese Gruppen verpflichten sich zu Plattformen und zum "Wir-Ihr"-Syndrom. Die Fakultätsangehörigen geben dem nach. Ein Kodex ideologischer Orthodoxie entwickelt sich. Sein Leitprinzip ist, dass nichts gesagt werden sollte, was als Angriff gegen Angehörige von Minderheitengruppen interpretiert werden könnte (aber dass offensichtlich alles gesagt werden darf, das als Beleidigung weißer Männer europäischer Herkunft verstanden werden kann).

Das Büro für Studentenangelegenheiten des *Smith College* hat ein Bulletin herausgegeben, das Typen von Bedrängnissen für jene auflistet, die verspätet »bemerken, dass sie bedrängt wurden«. Hier ein paar Beispiele des *Smithschen* Sündenregisters:

- Diskriminierung von Behinderten: Bedrängung der verschiedenen Behinderten durch die zeitweise Behinderten
 - Heterosexismus: Bedrängung jener, die anderer sexueller als einer heterosexuellen Orientierung sind, also Schwule, Lesbierinnen, Bisexuelle; das kann schon dadurch eintreten, dass diese Orientierung als nicht-existierend betrachtet wird.
 - Beurteilung auf Grund des Aussehens: Der Glaube, dass das äußere Erscheinungsbild einer Person ein Indikator für dessen Wert ist; die Konstruktion eines Wertmaßstabs für Schönheit/Attraktivität und die Unterdrückung mittels Stereotypisierungen und Generalisierungen gegenüber jenen, die nicht in diese Muster passen, aber auch gegenüber jenen, die dies tun.

Machen die Scherze da oben in Northampton?

Der Kodex gibt Standards dessen an, was inzwischen ziemlich verächtlich »*political correctness*« genannt wird. Was einst als Hilfsmittel begann, um studentische Unhöflichkeit zu kontrollieren, droht nun – sei es formell oder informell – auch zu einem Instrument der Kontrolle über Curricula und Fakultäten zu werden. Die *Clark University* bittet ihre Professoren, die ihre Kurse vorschlagen, zu erklären, »wie pluralistisch (in Hinblick auf Frauen, Minderheiten usw.) Sichtweisen und Besorgnisse in diesem Kursus erschlossen und integriert werden«. Ein Philosophieprofessor lehnte es ab, das zu unterzeichnen und meldete Zweifel an, ob die Universität die Professoren etwa auch danach fragen würde, »wie patriotische oder Pro-Familien-Werte erschlossen und integriert werden?«

Bernard Bailyn und Stephan Thernstrom, zwei hervorragende amerikanische Historiker an der Harvard-Universität, boten einen Kurs in Bevölkerungsgeschichte an unter dem Titel »Die Peuplierung Amerikas«. Daraufhin erschienen Artikel im *Harvard Crimson*, die die Professoren für ihre »rassische Gefühllosigkeit« kritisierten. Schwarze Studenten präsentierten hierzu schließlich noch eine Aufstellung mit Einzelangaben. Thernstrom, ein Advokat der ethnischen Geschichtsschreibung und Herausgeber der *Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*, wurde des Rassismus' beschuldigt. Er hatte, wie sich herausstellte, den Begriff »Indianer« anstatt »Native Americans/Amerikanische Ureinwohner« verwandt. Er hatte zugleich auf eine »orientalische« Religion rekurriert – das Adjektiv erschien als »kolonialistisch und imperialistisch«. Bailyn hatte Tagebücher von Plantagenbesitzern aus den Südstaaten als Lektüre angegeben, ohne zugleich die Narrative der Sklaven zu empfehlen. So ging das immerfort – auf sechs einzeilig beschriebenen Seiten.

Die Episode erinnert an jene rechtsgerichteten Studenten, die in den Tagen Joe McCarthys⁷³ die Unterrichtsräume linker Harvard-Professoren wie mich heimzusuchen pflegten in der Hoffnung, ein Rüchlein von Marxismus vom Katheder herab erschnuppeln zu können. Thernstrom entschied sich, darauf zu pfeifen und brach seinen Kurs ab. Eine Siegesfanfare für die *political correctness*.

Jene dagegen, die dafür eintraten, woran sie glaubten, zogen Hetzkampagnen auf sich. Ein bevorzugtes Angriffsziel ist in unseren Tagen Diane Ravitch⁷⁴ vom *Teachers College* der Columbia-Universität – eine erstklassige Wissenschaftlerin für die Geschichte der amerikanischen Erziehung, eine aufgeklärte Anwältin für Schulreform und standfeste Verfechterin des kulturellen Pluralismus'. Sie ist vernunftorientierten, wohlabgewogenen Argumenten zugänglich und eher beharrlich konzilient als polemisch in ihrer Herangehensweise. Vielleicht hat die Tatsache, dass sie eine Frau ist, ethnische Chauvinisten davon überzeugt, ihr drohen zu dürfen. Trotz übler Bemühungen, sie einzuschüchtern, fuhr sie fort, die Risiken des Ethnozentrismus mit ruhiger Klarheit darzulegen.

Ravitchs unentschuldbares Vergehen scheint ihre Besorgnis sowohl um das *unum* als auch um das *pluribus* zu sein – ihre Überzeugung also, dass Geschichte uns verstehen helfen sollte, wie die Bande des Zusammenhalts uns zu einer Nation formen, nicht aber eine rasch reizbare Zusammenwürfelung von miteinander unverbundenen Gruppen. Deswegen begreift am Ende der Kult der Ethnizität die Republik nicht als Gemeinwesen von Einzelmenschen, sondern als eine Ansammlung verschiedenartiger, unantastbarer Kulturen. Als eine Studentin einmal ein Memorandum an das "*Diversity Education Committee*" der Universität von Pennsylvania schickte, in welchem sie ihre »starke Verpflichtung dem Individuum gegenüber« zum Ausdruck brachte, schickte ihr ein Angestellter der Universität das Papier zurück. Er hatte das Wort *Individuum* unterstrichen und hinzugefügt: »Dies ist heutzutage ein Signalwort, das bei Vielen als rassistisch gilt. Argumente, die das Individuum über die Gruppe stellen, privilegieren letztendlich jene 'Individuen', die zur größten, sprich: zur dominanten Gruppe gehören«.

Die moderne Heiligsprechung der Gruppe setzt die alte Idee von einer einheitlichen Gesellschaft aufs Spiel. Eifernde Anhänger des Multikulturalismus lehnen die Vorstellung von einer Hingabe an gemeinsame Ideale ab. Wie weit hat sich doch der öffentliche Diskurs schon entfernt von

⁷³ Joe McCarthy (1908-1957): US-amerikanischer Politiker der Republikanischen Partei. Er wurde bekannt wegen seiner Kampagne gegen eine angebliche Unterwanderung des Regierungsapparates der USA durch Kommunisten. Nach ihm benannt ist die so genannte McCarthy-Ära der frühen 1950er Jahre mit ihren antikommunistischen Verschwörungstheorien und Denunziationen

⁷⁴ Diane Silvers Ravitch (geb.1938): US-amerikanische Erziehungsgeschichtlerin und Professorin an der Steinhardt School of Culture, Education and Human Development (New York University). Unter Präsident G.H.W. Bush diente sie als stellv. Erziehungsministerin

Crèvecoeurs »neuer Rasse«, von Tocquevilles staatsbürgerlicher Teilhabe, Emersons »Schmelztiegel«, Bryces »erstaunlicher Verflüssigungswirkung« und von Myrdals »amerikanischem Glaubensbekenntnis«!

Was jedoch, in Ermangelung eines einheitlichen ethnischen Ursprungs, das amerikanische Volk zusammenhielt, war genau das gemeinsame Festhalten an den Idealen von Demokratie und Menschenrechten, die viel zu oft in der Praxis übertreten wurden, uns aber einen immerwährenden Ansporn dazu gaben, die Kluft zwischen Ideal und Praxis zu schließen.

Die amerikanische Synthese hat unvermeidlicherweise eine angelsächsische Kolorierung, sie ist aber nicht länger ein Exerzierfeld für anglo-sächsische Dominierung. Die Republik verkörpert Ideale, die ethnische, religiöse und politische Ausgrenzungslinien überwindet. Es ist ein Experiment, halbwegs erfolgreich bei der Schaffung einer gemeinsamen Identität für Menschen unterschiedlicher Rassen, Religionen, Sprachen und Kulturen. Doch kann das Experiment nur dann weitergehen, so lange wie die Amerikaner auch weiterhin an das Ziel glauben. Wenn das Land sich jetzt abwendet von George Washingtons alter Zielvorstellung des »one people« – was wird die Zukunft bringen? Das Auseinanderfallen der nationalen Gemeinschaft? Apartheid? Balkanisierung? Tribalisierung?

»Der einzig absolut sichere Weg, dieses Land zu ruinieren und es all seiner Möglichkeiten zu berauben, überhaupt als Nation weiterzueexistieren«, sagte Theodore Roosevelt, »wäre, es zu gestatten, dass es ein unentwirrbares Knäuel sich zankender Nationalitäten würde, ein kaum aufzulösender Knoten von Deutsch-, Irisch-, Englisch-, Franko-, Skandinavisch- oder Italo-Amerikanern, die alle ihre unterschiedlichen Kulturen beibehalten«. Ein $\frac{3}{4}$ -Jahrhundert später müssen wir ein paar weitere Nationalitäten zu Teddy Roosevelts Gebräu hinzufügen. Dies allein verleiht seinem Argument schon Bedeutung.

5

E Pluribus Unum?

Der Angriff auf die gemeinsame amerikanische Identität ist der Gipfelpunkt des Kults um die ethnische Zugehörigkeit. Dieser Angriff wurde zu allererst – mit ihrer Rede von den »unverschmelzbaren Ethnien« – durch europäische Amerikaner nicht-britischer Herkunft und gegen die britische Fundierung der amerikanischen Kultur gestartet – später, und ganz massiv dann durch Amerikaner nicht-europäischer Herkunft gegen die europäische Fundierung jener Kultur. Den Vorahnungen Theodore Roosevelts entsprechend schlug sich die europäische Immigration ihrerseits mit vielen inneren Feindseligkeiten herum – ein jeder lag an der Kehle des anderen, was kaum dem Bild des »Monokulturalismus« entsprach, das ethnozentrierte Separatisten so gerne zeichneten. Schließlich begannen ja die beiden großen »Welt«-Kriege des 20. Jahrhunderts als Kämpfe zwischen europäischen Staaten. Eine einzige Gesellschaft aus dieser Unterschiedlichkeit antagonistischer europäischer Völker zu machen ist eine verdammt harte Aufgabe. Die neue Dominanz von Menschen nicht-europäischer, nicht-weißer Herkunft bedeutete eine neue Herausforderung. Die Nicht-Europäer, zumindest ihre selbsternannten Sprecher, bringen ein Ressentiment, in manchen Fällen auch einen Hass auf Europa und den Westen mit, der hervorgerufen wird durch in Generationen entstandenen westlichen Kolonialismus, in Folge von Rassismus, Herablassung, Verachtung und grausame Ausbeutung.

I

Wird der wachsende Zustrom nicht-europäischer Immigranten nicht eines Tages eine »Minderheiten-Mehrheit« schaffen, die den Eurozentrismus schon im 21. Jahrhundert beendet? So die Furcht einiger weißer Amerikaner und zugleich die Hoffnung, gelegentlich aber auch die Drohung mancher Nichtweißer.

Einwanderer waren verantwortlich für ein Drittel des Bevölkerungswachstums während der 1980er Jahre. Mehr als in irgendeinem anderen Jahrzehnt kamen hier an seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts. Die Zusammensetzung der Neuankömmlinge hat sich dramatisch verändert. Im Jahre 1910 kamen fast 90 % der Einwanderer aus Europa. In den 1980er Jahren stammten mehr als 80 % aus Asien und Lateinamerika.

Dennoch machen im Ausland geborene Einwohner heute nur etwa 7 Prozent der Bevölkerung aus gegenüber den 15 % Bindestrich-Amerikanern, über die sich Wilson und der erste Roosevelt zu ihrer Zeit Sorgen machten. Der bereits erwähnte Stephan Thernstrom bezweifelt, dass eine Minderheiten-Mehrheit jemals erreicht werden wird. Der Anteil Schwarzer an der Bevölkerung ist eher langsam gewachsen: 1920 betrug er 9,9 %, 1950 10 %, 1970 waren es 11,1 % und 12,1 % im Jahr 1990. Weder Amerikaner asiatischer noch hispanischer Herkunft sind bekannt für besonders große Familien – die Familiengröße neigt immer dazu, abzunehmen, sobald Einkommen und Mischehen zunehmen. »Wenn, wie dies gerade zu passieren scheint, die Einwanderer von heute sich so rasch den amerikanischen Gepflogenheiten anpassen, wie dies zu Beginn des Jahrhunderts ihre Vorgänger taten«, so schlussfolgert Thernstrom, »dann wird es ohnehin kein Mehrheiten-Minderheiten-Problem mehr geben.«

Amerika hat sich so lange als Zufluchtsstätte für die Unterdrückten und Verfolgten gesehen – und dabei sich und der Welt so viel Gutes erwiesen –, dass sich durch jede Einwanderungsbeschränkung etwas in der amerikanischen Seele selbst verletzt sieht. Niemand will hier ein Ignorant sein. Doch unkontrollierte Einwanderung ist eine Unmöglichkeit; daher gehört das Thema der Kontrollkriterien zu den Fragen, denen sich die amerikanische Demokratie stellen muss. Wir haben die Zugangskriterien in diesem Jahrhundert drei Mal verändert – ausgehend vom Nachweis der nationalen Herkunft 1924 über den Familiennachzug 1965 bis hin zu den zu erbringenden Befähigungsnachweisen 1990. Die Zukunft der Einwanderungspolitik hängt vom Leistungsvermögen des Assimilierungsprozesses ab, zu bewerkstelligen, was ihm in der Vergangenheit so gut gelang: Neuankömmlinge anzuleiten bei der Annahme der englischen Sprache, unserer Institutionen und der politischen Ideale, die unsere Nation zusammenhalten.

II

Ist Europa wirklich die Wurzel allen Übels? Die gegen jedes Gesetz begangenen Verbrechen Europas an Menschen »minderwertiger Rassen« sind berüchtigt (nicht zu reden von schlimmeren Verbrechen des Hitlerismus und des Stalinismus gegen andere Europäer). Doch diese Verbrechen ändern nichts an anderen historischen Tatsachen: dass Europa die Wiege der Vereinigten Staaten von Amerika war; dass Europas Ideen und Kultur die Republik formten; dass die USA eine Erweiterung der europäischen Zivilisation darstellen und dass fast 80 % der Amerikaner von europäischer Herkunft sind.

Als Irving Howe⁷⁵, den man wohl kaum einen notorischen Konservativen nennen kann, sich zu schreiben erlaubte: »Die Bibel, Homer, Platon, Sophokles, Shakespeare sind zentral wichtig für unsere Kultur«, da antwortete ihm ein Leser (»gerade dieses Jahr die Universität von Amherst/Massachusetts abgeschlossen«) empört: »Wo befinden sich auf Howes Liste der Koran, die Bhagavad Gita, Konfuzius und andere bedeutend wichtige kulturelle Artefakte der Menschen unseres Landes?« Niemand wird die Bedeutung dieser Werke noch den Einfluss bestreiten können, den sie auf andere Gesellschaften haben. Aber auf die amerikanische Gesellschaft? Es mag wirklich zu schlimm sein, dass tote weiße europäische Männer eine so große Rolle dabei gespielt haben, unsere Kultur zu formen. Aber so ist es nun mal. Man kann Geschichte nicht ungeschehen machen.

Diese stinknormalen historischen Fakten – und nicht irgendeine feige imperialistische Verschwörung – erklären den europazentrierten Blickwinkel in Amerikas Schulen. Will etwa jemand ernsthaft meinen, dass Lehrer die europäischen Ursprünge der amerikanischen Zivilisation zu verbergen hätten? Oder dass Schulen sich allein an den 20 % ausrichten und die 80 % zu ignorieren hätten? Natürlich sollten die 20 % und ihre <kulturellen Beiträge ebenfalls in das Curriculum integriert werden, denn darum geht es ja beim kulturellen Pluralismus.

Sich selbst stilisierende »Multikulturalisten« sind aber sehr häufig ethnozentrische Separatisten, die jenseits westlicher Verbrechen nur wenig zu erblicken vermögen. Die westliche Tradition ist in ihrer Sichtweise inhärent rassistisch, sexistisch, »klassistisch«, also nach Klassen einteilend, und hegemonistisch; unverbesserlich repressiv, unverbesserlich gewalttätig. Die Ausbreitung der westlichen Kultur geschah nicht aufgrund einer ihr eigenen Qualität, sondern einfach im Zuge der Ausbreitung der politischen Macht des Westens. Daher die Popularität europäischer klassischer Musik rund um den Globus – und, so kann man vermuten, auch von amerikanischem Jazz und Rock –: hier zeigt sich nicht etwa ihre umfassende Anziehungskraft, vielmehr »ein Muster des Imperialismus, bei dem die eroberte Kultur die Kultur des Eroberers annimmt.«

Derlei Feindseligkeit gegenüber Europa liegt hinter dem wohlbekannten Kreuzzug gegen die Stanford-Kurse zur westlichen Zivilisation (»*Hey-hey, ho-ho, Western culture's got to go!*«). Nach Angaben der Staatlichen Stiftung für Geisteswissenschaften können Studenten von 78 % der amerikanischen Gymnasien und Universitäten Examen machen, ohne je einen Kurs in Geschichte der westlichen Zivilisation belegt zu haben. Eine Anzahl von Einrichtungen – darunter die von Dartmouth, Wisconsin und Mt. Holyoke –

⁷⁵ Irving Howe (1920-1993): US-amerikanischer Literaturwissenschaftler und Hochschullehrer. Howe erwarb sich große Verdienste um die Herausgabe und Übersetzung jiddischer Literatur ins Englische.

verpflichten zu Kursen in Dritt-Welt- bzw. ethnischen Studien, nicht aber in westlicher Zivilisationskunde. Die Grundeinstellung zielt darauf, Amerikanern ihr sündhaftes europäisches Erbe abzunehmen und stattdessen nach erlösenden Einflößungen aus nicht-westlichen Kulturen zu suchen. [123]

III

Eine der Kuriositäten der gegenwärtigen Situation ist, dass der Angriff auf die westliche Tradition weitgehend ausgeführt wird mithilfe von analytischen Waffen, die im Westen geschmiedet wurden. Wie lauten denn die Namen, die die Koalition von Neo-Marxisten, Dekonstruktivisten, Poststrukturalisten, Radikalfeministen und Afrozentristen beschwören? Marx, Nietzsche, Gramsci, Derrida, Foucault, Lacan, Sartre, de Beauvoir, Habermas, die Frankfurter Schule der »Kritischen Theorie«... alles Europäer! Der Krieg zur »Demaskierung«, »Entmythologisierung«, »Entkanonisierung«, und »Enthegemonisierung« der westlichen Kultur hängt an Methoden kritischer Analyse, die westlich geprägt sind – was nebenbei das rettende innere Potenzial der westlichen Tradition bestätigt.

Selbst Afrozentristen scheinen unterbewusst alle europäischen Standards zu akzeptieren, von denen sie glauben, dass sie sie eigentlich zurückweisen würden. »Schwarze Intellektuelle verdammen die westliche Zivilisation«, so Prof. Pearce Williams⁷⁶, »und versuchen dennoch leidenschaftlich nachzuweisen, dass sie von ihren eigenen Vorfahren begründet wurde.« Wie Frantz Fanon⁷⁷ und Léopold Senghor⁷⁸, deren Bücher an vorderster Stelle auf ihrer Lektüreliste stehen, sind afrozentristische Ideologen intellektuelle Kinder eben jenes Westens, den sie ablehnen. Fanon, der eloquente Sprecher der afrikanischen Verdammten dieser Erde⁷⁹, sprach Französisch als Muttersprache und gründete seine Analysen auf Freud, Marx und Sartre. Senghor, der Prophet der „*Négritude*“, schrieb auf Französisch, etablierte das Erziehungssystem des Senegal nach französischem Vorbild und lebte schließlich als Pensionär in Frankreich, nachdem er die Präsidentschaft seines Landes beendet hatte.

Die Hegemonie des Westens, so scheint es, kann eine Quelle des Protests, aber auch eine der Kraft bedeuten. Die Invasion amerikanischer Schulen durch das afrozentrische Curriculum, nicht zu reden von der Eroberung der universitären Fakultäten für Englisch und vergleichende Literaturwissenschaft durch Dekonstruktivisten, Poststrukturalisten usw., ist

⁷⁶ Leslie Pearce Williams (1927-2015): Professor für Geschichte an der Cornell University in Ithaka/New York

⁷⁷ Frantz Fanon (1925-1961): französischer Psychiater, Politiker, Schriftsteller und Vordenker der Entkolonialisierung

⁷⁸ Léopold Senghor (1906-2001): senegalesischer Dichter und Politiker, von 1960 bis 1980 erster Präsident des Senegal

⁷⁹ "Die Verdammten dieser Erde" ist Fanons bekanntestes Werk

eine Entwicklung, die durch sich selbst die extreme Theorie der "kulturellen Hegemonie" widerlegt. Natürlich hatte Gramsci recht: Herrschende Werte dominieren und durchdringen jede Gesellschaft. Aber sie besitzen keineswegs den starren und monolithischen Griff auf die amerikanische Demokratie, wie dies die akademische Linke behauptet.

Radikale Akademiker prangern den »Kanon« an als ein Instrument europäischer Unterdrückung, mit dem die Vorherrschaft der weißen Rasse, des männlichen Geschlechts und der Kapitalistenklasse durchgesetzt werden soll. Er wurde geschaffen, um, in den Worten eines Professors, »die Vergangenheit umzuschreiben und die Gegenwart aus der Perspektive der Privilegierten und der Mächtigen neu zu erschaffen.« Oder in den Worten eines anderen Gelehrten, eines Professors für theologische Ethik: »Der Kanon der großen Literatur wurde von hohen anglikanischen Arschlöchern geschaffen, um ihre soziale Klasse zu sponsern.«

Der armselige alte Kanon wird nicht nur als Teil einer Verschwörung, sondern auch als viel zu unbeweglich betrachtet. Doch nichts verändert sich regelmäßiger und verlässlicher als der Kanon selbst. Vergleichen Sie beispielsweise den Kanon der amerikanischen Dichtkunst, wie ihn Edmund Clarence Stedman in seinem Werk *Poets of America* (1885) festgelegt hat, mit dem Kanon von 1935 oder jenem aus dem Jahr 1985 (was ist eigentlich mit Longfellow⁸⁰ und Whittier⁸¹?). erinnern Sie sich an die Änderungen, die die kanonische Literatur zur amerikanischen Geschichte im letzten halben Jahrhundert erfahren hat – wer liest eigentlich heute noch Beard und Parrington? Tatsächlich haben seine Kritiker keinen grundsätzlichen Einwand gegen die Idee eines Kanons. Sie wollen einfach nur einen alten Zopf gegen einen neuen austauschen. Im Grunde meint ein Kanon doch nur, dass man einigen Büchern den Vorzug gegenüber anderen Büchern gibt, weil man schließlich nicht alles lesen kann.

Seltsam genug: ernsthafte Marxisten wie Marx selbst, aber auch Engels, Lukacs, Trotzky oder Gramsci hatten den größten Respekt für das, was Lukacs »das klassische Erbe der Menschheit« nannte. Das sollten sie allerdings auch haben, denn die meiste große Literatur und viele gute Geschichten sind fundamental subversiv in ihrer Wirkung auf alle Orthodoxien. Bedenken Sie den gegenwärtigen amerikanischen Literaturkanon: Emerson, Jefferson, Melville, Whitman, Hawthorne, Thoreau, Lincoln, Twain, Dickinson, William und Henry James, Henry Adams, Holmes, Dreiser, Faulkner, O'Neill. Alles Lakaien der herrschenden Klasse? Apologeten der Privilegierten und Mächtigen? Agenten des amerikanischen Imperialismus? Ich bitte Sie...

⁸⁰ Henry Wadsworth Longfellow (1807-1882): US-amerikanischer Schriftsteller, Lyriker, Übersetzer und Dramatiker

⁸¹ John Greenleaf Whittier (1807-1892): US-amerikanischer Dichter

Es ist Zeit, das Gerede von der Hegemonie auf sich beruhen zu lassen. Wäre Hegemonie so real wie die Kulturradikalen behaupten, dann stünde der Afrozentrismus nicht da, wo er heute steht, und die Erben von William Lyon Phelps⁸² würden immer noch die *Modern Language Association* betreiben.

IV

Ist die westliche Tradition eine Barriere gegen den Fortschritt und ein Fluch für die Humanität? Würde es Amerika und der Welt wirklich gut tun, sich vom europäischen Erbe zu befreien?

Kein Zweifel: Europa hat schreckliche Dinge getan, nicht zuletzt auch gegen sich selbst. Doch welche Kultur tat dies nicht? Wie Edward Gibbon⁸³ einst sagte: Geschichte ist doch etwas mehr als die Aufzählung von Verbrechen, Torheiten und Unglücksfällen der Menschheit. Die Sünden des Westens sind nicht schlimmer als die Sünden Asiens, des Mittleren Ostens oder Afrikas.

Ein entscheidender Unterschied bleibt aber zwischen westlichen und anderen Traditionen. Die Verbrechen des Westens haben ihre eigenen Gegengifte produziert. Sie haben bedeutsame Bewegungen initiiert, um die Sklaverei zu beenden, den Status von Frauen anzuheben, die Folter abzuschaffen, den Rassismus zu bekämpfen, die Informationsfreiheit und die Freiheit der Meinungsäußerung zu verteidigen oder persönliche Freiheit und die Menschenrechte voranzubringen.

Welche Verbrechen man immer auch Europa vorwerfen kann: dieser Kontinent ist ebenso die Quelle – die *einzig* Quelle – jener befreienden Ideen von individueller Freiheit, politischer Demokratie, der Herrschaft des Rechts, der Menschenrechte und der kultureller Freiheiten, die unser so schätzenswertes Erbe darstellen und nach denen der größte Teil der Welt noch immer strebt. Es sind *europäische* Ideen, nicht asiatische, nicht afrikanische oder nahöstliche Ideen, außer durch ihre dortige Übernahme.

Die Informationsfreiheit und die Freiheit des künstlerischen Schaffens beispielsweise sind westliche Werte. Bedenken Sie die unterschiedlichen Reaktionen auf den Fall Salman Rushdie: Was der Westen als einen nicht hinnehmbaren Angriff auf die individuelle Freiheit betrachtete, bewertete der

⁸² William Lyon Phelps (1865-1943): US-amerikanischer Schriftsteller und Literaturwissenschaftler (Yale), der vor allem durch sein Buch *Essays on Modern Novelists* bekannt wurde

⁸³ Edward Gibbon (1737-1794): britischer Historiker in der Zeit der Aufklärung. Sein Hauptwerk ist die 6-bändige *History of the Decline and Fall of the Roman Empire*

Nahe Osten wiederum als eine angemessene Bestrafung für einen Übeltäter, der die Moralvorstellungen seiner religiösen Gruppe verletzte. Individualismus selbst wird in kollektiven Kulturen, in denen die Loyalität zur Gruppe über den individuellen Zielvorstellungen steht, mit Abscheu und Furcht behandelt – Kulturen, die, wie Sozialwissenschaftler sagen, 70 Prozent der Weltbevölkerung umfassen.

Es gibt für die Zivilisation des Westens ganz gewiss keinen Grund, sich auf einen Canossagang zu Verfechtern von Kulturen zu begeben, die auf Despotismus, Aberglaube, Tribalismus und Fanatikertum gründen. In dieser Hinsicht gebärden sich die Afrozentristen besonders absurd. Der Westen benötigt keine Lektionen über die höherwertige Tugend jener »Leute der Sonne«, die die Sklaverei erlitten, bis der Imperialismus des Westens sie abschaffte (und die sie, dem Vernehmen nach, bis heute erleiden, etwa in Mauretanien und im Sudan). Die noch immer Frauen in persönlicher Abhängigkeit halten und ihnen die Klitoris abschneiden. Die rassistische Verfolgung nicht nur gegen Inder und andere Asiaten praktizieren, sondern auch gegen ihre afrikanischen Geschwister der jeweils »falschen« Stämme. Die sich entweder als demokratieunfähig oder den demokratischen Ideen gegenüber als feindlich gesonnen zeigen. Und die mit ihren Tyrannenherrschaften und Massakern, mit ihren Idi Amins und Bokassas⁸⁴ in äußerster Brutalität auf den Menschenrechten herumtrampeln.

Gewiss, die europäischen Oberherren taten viel zu wenig, um Afrika darauf vorzubereiten, sich selbst zu regieren. Aber die Demokratie hätte es ohnehin schwer, Wurzeln zu fassen in einer tribalistischen und patrimonialen Kultur, die schon lange, noch ehe der Westen in Afrika eindrang, die persönliche Autorität von Häuptlingen geheiligt und die Unterwerfung des Rests der Bevölkerung befehligt hatte. Was man im Westen »Korruption« nennen würde, bildet in weiten Teilen Afrikas nicht mehr als ein Vorrecht der herrschenden Macht. Miteinander in Wettbewerb stehende politische Parteien, eine unabhängige Judikative, freie Presse oder die Herrschaft des Rechts sind fremd in den Traditionen Afrikas.

Es waren die Franzosen, nicht die Algerier, die die Frauen vom Schleier befreiten (sehr zur Verärgerung von Frantz Fanon, der die Entschleierung als symbolische Vergewaltigung betrachtete). So wie es in Indien die Briten, nicht die Inder waren, die die schreckliche Sitte der *Suttee* beendeten – Witwen verbrannten sich selbst bei lebendigem Leibe auf den Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Ehegatten. Es war der Westen und nicht die nicht-westlichen Kulturen, welcher den Kreuzzug zur Abschaffung der Sklaverei begann – und indem er dies tat, sich machtvollen Widerstand zuzog, besonders vonseiten der islamischen Welt (wo Muslime mit

⁸⁴ Amin und Bokassa: Verflorsene Diktatoren des Sudans bzw. der Zentralafrikanischen Republik

ausgesuchter Vorurteilslosigkeit Weiße genauso wie Schwarze versklavten). Die vielen couragierten und human gesonnenen Afrikaner, die in unseren Tagen für eine gesittete Gesellschaft kämpfen, werden von westlichen Idealen dazu animiert, nicht von afrikanischen. Weiße Schuld kann auch zu weit getrieben werden!

Das westliche Engagement in Sachen Menschenrechte war zweifellos episodisch und unvollständig. Doch das Ideal bleibt bestehen – und die Bewegung, ihm zu Erfüllung zu verhelfen, ist, wenn auch immer wieder unterbrochen, immer noch real. Heute ist es die *westliche* demokratische Tradition, die Menschen aller Kontinente, Glaubensrichtungen und Hautfarben anzieht und ermutigt. Als die chinesischen Studenten laut auf dem Tiananmen-Platz nach Demokratie schrien und für sie ihr Leben hingaben, führten sie nicht etwa Verkörperungen von Konfuzius oder Buddha mit sich, sondern ein Modell der Freiheitsstatue.

V

Das große amerikanische Asyllager, wie Crèvecoeur es nannte, nach George Washingtons Worten offen für die Unterdrückten und Verfolgten aller Nationen, war von Anfang an ein multi-ethnisches Gesellschafts-Experiment – ein kühneres, als wir manchmal meinen. Die Geschichte ist übersät mit den Hinterlassenschaften von Staaten, die unterschiedliche ethnische, sprachliche oder religiöse Gruppen innerhalb einer einzigen Landeshoheit zu vereinigen suchten. Die aktuellen Schlagzeilen erzählen von einer drohenden Krise oder einer bevorstehenden Auflösung in dem einen oder anderen multi-ethnischen Staatsgebilde: in der Sowjet-Union, Indien, Jugoslawien, Tschechoslowakei, Irland, Belgien, Kanada, Libanon, Zypern, Israel, Ceylon, Spanien, Nigeria, Kenia, Angola, Trinidad, Guyana... Die Liste ist schier endlos. Bis jetzt blieb das amerikanische Experiment davon gottlob verschont, dank in weiten Teilen der Vision vom *Schmelztiegel*. »Keine andere Nation«, sagte Margret Thatcher einmal, »hat so erfolgreich Menschen unterschiedlicher ethnischer und nationaler Herkunft innerhalb einer einzigen Kultur miteinander verbunden.«

Doch sogar in den USA blieben ethnische Ideologen nicht ohne Wirkung. Sie haben sich gegen das alte amerikanische Ideal der Assimilierung aufgestellt. Sie appellieren an die Republik, nicht in Begriffen des Einzelindividuums, sondern denen der Gruppenidentität zu denken und das politische System nicht nach individuellen, sondern nach Gruppenrechten auszurichten. Sie haben einen gewissen Fortschritt dabei gemacht, die USA in eine stärker segregierte Gesellschaft zu verwandeln.

Sie haben ihr Bestes gegeben, um eine ganze Generation von College-Studenten gegen Europa und die Traditionen des Westens aufzubringen. Sie haben den öffentlichen Schulen ethno- und afro-zentrische und bilingale Curricula aufgenötigt, bestens dafür geeignet, Kinder aus Minderheitengruppen von der amerikanischen Gesellschaft fernzuhalten. Sie haben jungen Leuten aus Minderheitengruppen erzählt, dass die westlich-demokratische Tradition nichts für sie sei. Sie haben Minderheiten dazu ermuntert, sich selbst als Opfer zu betrachten und sich in ihrem Leben mit Alibis einzurichten, anstatt die Gelegenheiten einzufordern, die sich ihnen angesichts der potenten Kombination von schwarzem Protest und weißen Schuldgefühlen eröffneten. Sie haben die Atmosphäre erfüllt mit Schuldzuweisungen und Groll und haben auf bemerkenswerte Weise die Fragmentierung des amerikanischen Lebens vorangetrieben.

Dennoch glaube ich, die Kampagne gegen die Vorstellung von gemeinsamen Idealen und einer geeinten Gesellschaft wird scheitern. Gunnar Myrdal hatte gewiss recht: Trotz aller angerichteten Schäden ist die plötzliche Begeisterung für die Idee der Ethnizität nur ein oberflächlicher Enthusiasmus, den schwärmerische Ideologen und skrupellose Profitmacher zusammengerührt haben, und deren Behauptung, für jeweils ihre Minderheit zu sprechen, leichtfertigerweise von den Medien für bare Münze genommen wird. Ich bezweifle, dass die ethnische Begeisterungswelle den Ausdruck einer Umkehrung von der Assimilierung zur Apartheid unter den Minderheiten selbst darstellt. Tatsächlich: je mehr die Ideologen sich für die Sache des ethnischen Separatismus stark machen, umso weniger finden sie Anklang bei der Mehrzahl der eigenen Gruppen. Sie waren bisher weit erfolgreicher in der Verunsicherung der weißen Mehrheit als in der Bekehrung ihrer eigenen Anhängerschaft.

»Keine Nation«, so schreibt der Politikwissenschaftler und Immigrationsfachmann Lawrence Fuchs in seinem ausgezeichneten Buch *The American Kaleidoscope*, »hat sich in der Geschichte als so erfolgreich erwiesen bei der Beherrschung der ethnischen Diversität wie die Vereinigten Staaten. Keine Nation hat jemals zuvor Diversität selbst zur Quelle der nationalen Identität und der nationalen Einheit gemacht.« Der zweite Satz erklärt den Erfolg, der im ersten Satz beschrieben wird, und der Mechanismus, der Diversität in Einigkeit transformiert, ist das amerikanische Kredo, sein kultureller Kern – die wirklich assimilierende und einheitsstiftende Kultur, die heute durch die Ideologen der Ethnizität so sehr herausgefordert und nicht selten zurückgewiesen wird.

Es bleibt die Annahme des Historikers, dass die Quellen dieses Kredos noch nicht gänzlich versiegt sind. Viele Söhne und Töchter ethnischer Wohnviertel möchten immer noch ihre ethnische Prägung loswerden und so schnell wie möglich in die Suburbs umziehen, wo sie mit weitaus größerer

Toleranz empfangen werden würden als dies 70 Jahre zuvor der Fall gewesen wäre. Der Wunsch nach Leistung und Erfolg in der amerikanischen Gesellschaft bleibt nach wie vor eine mächtige Triebkraft der Assimilierung. Ethnische Subkulturen verschwinden, darauf weist Stephen Steinberg hin, der Autor von *The Ethnic Myth*, »weil Umstände sie zu Entscheidungen drängten, die letztlich die Grundlagen ihres kulturellen Überlebens unterminierten.«

Andere wiederum mögen sich in ihren ethnischen Wohngebieten wohlfühlen und sehen keinen Konflikt zwischen ihrer ausländischen Abstammung und der Loyalität zu Amerika. Im Gegensatz zu den Multikulturalisten feiern sie nicht nur, was aufgrund ihres eigenen ethnischen Hintergrundes Unterschiede konstituierend ist, sondern auch, was sie mit dem Rest der Bevölkerung an Gemeinsamkeiten teilen.

Die ethnische Identifikation neigt oft zur Oberflächlichkeit. Eine Studie des Soziologen Richard Alba⁸⁵ über die Kinder und Kindeskinde von Immigranten rund um Albany, NY, zeigt, dass die am meisten populäre »ethnische Erfahrung« die Verköstigung mit Gerichten der mitgebrachten heimatlichen Küche war. Dennoch griff weniger als die Hälfte der Befragten noch zu diesen Rezepten, und nur ein Prozent aß die angestammte Kost noch jeden Tag. Nur ein Fünftel besaß noch einen Sinn für eine besondere Beziehung zu Menschen des eigenen ethnischen Hintergrunds; weniger als 1/6 machten ihre Kinder noch mit den eigenen ethnischen Wurzeln vertraut. Fast keiner sprach noch fließend die Sprache des alten Heimatlandes. »Es ist schwer, der Schlussfolgerung zu entgehen«, schreibt Alba, »dass eine spezifische ethnische Erfahrung für die große Mehrheit der Weißen nur noch sehr dürftig ist«.

Wenn ethnische Erfahrung für Schwarze viel weniger oberflächlich ist, dann wegen ihrer bitteren Erfahrungen in Amerika, nicht wegen ihrer Erinnerungen an Afrika. Nichtsdestotrotz ziehen die meisten Schwarzen den Begriff »Schwarz« dem Begriff »Afro-Amerikaner« vor, sie kämpfen tapfer und patriotisch für ihr Land und würden ebenfalls in die Suburbs ziehen, falls Einkommen und rassistische Einstellungen es erlaubten.

Was die Hispano-Amerikaner betrifft, so spricht, einer Studie der RAND-Corporation zufolge, die erste Generation, die in den USA geboren wurde, fließend Englisch; mehr als die Hälfte der Hispanics der zweiten Generation hat ihr Spanisch gänzlich aufgegeben. Als *Vista*, eine englischsprachige Monatszeitschrift für Hispanics, seine Leser einmal danach fragte, welche historischen Persönlichkeiten sie am meisten

⁸⁵ Richard D. Alba (geb.1942): US-amerikanischer Soziologe, Professor am Graduate Center der City University of New York, CUNY

bewunderten, da führten George Washington, Abraham Lincoln und Theodore Roosevelt die Liste an, gefolgt von Benito Juárez⁸⁶ als Vierter und Eleanor Roosevelt und Martin Luther King Jr. an fünfter Stelle. So viel nur zu den ethnischen Vorbildern...

Trotz aller Bemühungen der ethnischen Ideologen sind Minderheitengruppen keineswegs, von besonderen Situationen abgesehen, so hermetisch von einander abgeschottet wie Berufskollegen, wo Ideologen wie Autoritätspersonen wirken. Die Hochzeitsanzeigen in einer x-beliebigen Tageszeitung beweisen die wachsende Gelassenheit, mit der die Menschen in unseren Tagen sich miteinander über die ethnischen, die religiösen und sogar, zu einem geringeren Teil, über die rassistischen Linien hinweg verheiraten. Etwa die Hälfte der asiatisch-amerikanischen Ehen wird mit Nicht-Orientalen geschlossen, und das *Census Bureau* erwartet eine Million gemischtrassiger, meist schwarz-weißer Hochzeiten für 1990, gegenüber 310000 im Jahre 1970.

VI

Die ethnische Revolte gegen den Schmelztiegel hat inzwischen den Punkt erreicht – rhetorisch, nicht unbedingt in der Wirklichkeit –, an dem die Idee einer gemeinsamen Kultur und einer einheitlichen Gesellschaft geleugnet wird. Wenn eine große Anzahl von Menschen dies wirklich akzeptieren würde, dann wäre die Republik tatsächlich in ernsthaften Schwierigkeiten. Die Frage stellt sich daher: Wie lässt sich die Balance zwischen dem *unum* und dem *pluribus* wiederherstellen?

Die alte amerikanische Homogenität verschwand vor gut über einem Jahrhundert und kehrte nie zurück. Seither sind wir in der einen oder anderen Weise mit dem Problem beschäftigt, »derlei Einteilungen davon abzuhalten, die Gesellschaft dort, wo sie sich breitmachen, aufzuspalten, und stattdessen eine so stark ausdifferenzierte Gesellschaft von Grund auf gesund und zusammenzuhalten«, wie es Herbert Croly⁸⁷ vor 80 Jahren in seinem Buch *The Promise of American Life* beschrieb. Dies erfordere, so glaubte Croly, »ein Höchstmaß an Verbundenheit innerhalb der amerikanischen Union«. Es gäbe nur eine einzige Möglichkeit, durch die sich Solidarität wiederherstellen ließe, »und das wäre mithilfe eines demokratisch-sozialen Ideals...«.

⁸⁶ Benito Juárez García (1806-1872): mexikanischer Staatsmann und Präsident Mexikos von 1858 bis 1872. Er gilt als einer der größten Reformer Mexikos

⁸⁷ Herbert David Croly (1869-1930): US-amerikanischer Journalist und Autor

Das Genie Amerikas liegt in seiner Fähigkeit, eine gemeinsame Nation aus Menschen mit höchst unterschiedlichen rassistischen, religiösen und ethnischen Wurzeln zu formen. Amerika konnte dies tun, weil die demokratischen Prinzipien beides anbieten: das philosophische Band der Einheit und die praktische Erfahrung staatsbürgerlicher Teilhabe. Das amerikanische Kredo will eine Nation, die aus einzelnen Individuen besteht, die ihre eigene Wahl treffen und die sich vor sich selbst verantwortlich fühlen, aber es will keine Nation, die auf unantastbaren ethnischen Communities beruht. Die Verfassung ruht auf individuellen Rechten, nicht auf Gruppenrechten. Das Gesetz hat von Zeit zu Zeit und um die Fehler der Vergangenheit zu berichtigen (nach meiner Auffassung oft zu Recht) die Ansprüche von Einzelgruppen anerkannt. Doch dies ist die Ausnahme, nicht die Regel.

Unsere demokratischen Prinzipien setzen eine offene Gesellschaft voraus, die gegründet ist auf der Toleranz gegenüber Unterschieden und auf gegenseitigem Respekt. In der Realität aber zeigt sich Amerika zu Einigen offener als zu Anderen. Heute ist es jedoch zu allen offener, als es dies gestern war, und ist wahrscheinlich morgen offener als heute. Die bleibende Konstante des amerikanischen Lebens ist die von der Exklusion zur Inklusion.

Historisch und kulturell hat diese Republik eine angelsächsische Grundlage. Doch von Anfang an wurde diese Grundlage modifiziert, bereichert und wiederhergestellt durch Transfusionen von anderen Kontinenten und Zivilisationen. Die Bewegung von der Exklusion zur Inklusion bewirkt eine konstante Korrektur in der Textur unserer Kultur. Die ethnischen Transfusionen betreffen alle Aspekte des amerikanischen Lebens – unsere Politik, unsere Literatur, unsere Musik, unsere Malerei, unsere Filme, unsere Küche, unsere Gebräuche und unsere Träume.

Vor allem schwarze Amerikaner haben die sich ständig verändernde nationale Kultur unseres Landes auf vielerlei Weise beeinflusst. Sie leben hier seit Jahrhunderten, und wenn man nicht gerade tief im rassistischen Mystizismus steckt, so gehören sie weit mehr zur amerikanischen Kultur als zur Kultur Afrikas. Ihre Geschichte ist Teil der westlichen demokratischen Tradition, nicht deren Alternative. Henry Louis Gates Jr.⁸⁸ erinnert uns an die Bemerkung von James Baldwin⁸⁹ darüber, nach Europa zu kommen und dort zu entdecken, dass er »so amerikanisch ist wie irgend ein GI aus Texas«. Niemand erweist schwarzen Amerikanern einen geringeren Dienst als jene

⁸⁸ Gates: s. FN. 59

⁸⁹ James Baldwin (1924-1987), einer der bedeutendsten afroamerikanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, der weit über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus bekannt wurde

afrozentrischen Ideologen, die sie gerne aus dem Westen wegdefinieren wollen.

Das Zusammenspiel unterschiedlicher Traditionen schafft das Amerika, das wir kennen. »Obwohl es paradox erscheinen mag«, so Diana Ravitch⁹⁰, »die USA haben eine gemeinsame Kultur, die multikulturell ist«. Deswegen koexistieren einheitsstiftende politische Ideale hier so leicht und fröhlich mit der Verschiedenartigkeit von sozialen und kulturellen Werten. Innerhalb des für alle geltenden politischen Wertegerüsts haben die Menschen alle Freiheit, so zu leben wie sie dies möchten, sei es ethnisch oder sonst wie bestimmt. Unterschiede werden immer bleiben – einige bilden sich neu, andere pflegen uns voneinander zu trennen. Doch in dem Maße, in dem wir unsere Loyalität zu den uns gemeinsamen Werten erneuern, verschaffen wir uns das Lösungsmittel, das verhindert, dass die Unterschiede zwischen uns zu Antagonismus und Hass heranwachsen.

Ein wichtiger Grund für die Drift von der Exklusion zur Inklusion liegt darin, dass das Amerikanische Kredo das Streben begünstigt, sich vom Hier und Jetzt hin auf das Ideal zu bewegen. Wenn wir von amerikanischen demokratischen Überzeugungen sprechen, müssen wir sie in ihren wahren Dimensionen verstehen. Sie sind keine undurchdringliche, abgeschlossene und selbstzufriedene Orthodoxie, intolerant gegen Abweichung und Widerspruch, die sich in Fahnenappellen oder Treueschwüren mit Hand über dem Herzen vollzieht. Es handelt sich um eine sich kontinuierlich weiterentwickelnde Philosophie, die ihre Ideale durch Diskussion, Selbstkritik, Protest und Respektlosigkeit wahr macht; eine Tradition, in der alle das Recht zur Andersgläubigkeit und die Gelegenheit zur Selbstbehauptung besitzen. Das Kredo ist das Mittel, durch das Amerikaner unter Stockungen zwar, aber doch beharrlich die Lücke zwischen dem Prinzip und seiner Ausführung geschlossen haben. Das Kredo sollten alle Amerikaner in sich aufnehmen, denn es verbindet uns alle miteinander.

Mit allen Mitteln sollten wir in dieser zunehmend sich vermischenden Welt etwas über jene Menschen erfahren, die auf anderen Kontinenten und in anderen Zivilisationen leben. Aber zu allererst müssen wir uns in unserer eigenen Geschichte auskennen. So bedauernswert es für einige auch sein mag, aber wir tragen eine amerikanische Erfahrung in uns, wie Amerika ein europäisches Erbe übernommen hat. Die im Wesentlichen europäischen Ursprünge der amerikanischen Kultur zu leugnen bedeutet, die Geschichte zu verfälschen.

Amerikaner jeglicher Herkunft sollten stolz sein auf ihr besonderes Erbe, zu dem sie alle beigetragen haben, so wie andere Nationen hinsichtlich

⁹⁰ Ravitch: s. FN. 30

ihres jeweiligen eigenen Erbes stolz sind. Stolz auf die eigene Kultur zu sein bedeutet nicht, andere Kulturen verachten zu müssen. Aber man darf auch nichts überstürzen: Keine Kultur kann erwarten, dass sie alle anderen Kulturen auf einmal in sich aufnehmen kann. Erst recht dann nicht, wenn sie sich nicht einmal zu ihrer eigenen bekennt. Erst, wenn wir anfangen, unsere eigene Kultur vollständig zu begreifen, können wir die Welt erkunden.

Unsere Schulen und Hochschulen haben eine Verantwortlichkeit, Geschichte um ihrer selbst willen zu lehren – als Teil des intellektuellen Rüstzeugs zivilisierter Menschen. Sie dürfen Geschichte nicht dadurch entwerten, indem sie zulassen, dass Lobbygruppen, gleichgültig, ob politische, wirtschaftliche, religiöse oder ethnische, den Inhalt von Geschichte diktieren. Die Vergangenheit mag manchmal für die eine oder andere Minderheit eine Beleidigung bereithalten. Das aber ist kein Grund, die Geschichte als Ganzes umzuschreiben. Lobbygruppen ein Vetorecht über Lehrbücher und Unterrichtskurse einzuräumen, versündigt sich an beidem: an der Geschichte und an der Lehre. Wird sie richtig gelehrt, dann wird Geschichte den Sinn für die Verschiedenheit, die Beständigkeit und die Anpassungsfähigkeit von Kulturen befördern helfen. Aber auch den Sinn für die Notwendigkeit, andere Kulturen zu verstehen, den Sinn für die Fähigkeit von einzelnen Menschen und Völkern, Widerstände zu überwinden, sowie den Sinn für die Bedeutung der kritischen Analyse und des kühlen Urteils in allen Bereichen des Lebens.

Vor allem aber kann Geschichte einen Sinn für die nationale Identität vermitteln. Wir sollten nicht glauben, dass unsere Werte absolut besser seien als die unseres Nächsten oder die eines anderen Landes. Aber wir haben keinen Zweifel daran, dass sie besser sind *für uns*, erzogen, wie wir sind – und dass sie es verdienen, nach ihnen zu leben, und wert sind, für sie zu sterben. Denn unsere Werte sind keine Angelegenheit von Laune oder Zufall. Die Geschichte hat sie uns geschenkt. Sie sind in unserer nationalen Erfahrung verankert, in unseren bedeutenden nationalen Urkunden, in den Heroen unseres Landes, in unseren Bräuchen, Traditionen und Übereinkünften. Menschen mit einer anderen Geschichte werden andere Werte haben. Wir aber glauben, dass unsere eigenen Werte für uns besser sind. Sie funktionieren für uns; und aus diesem Grunde leben und sterben wir mit ihnen.

Es hat viel Zeit gebraucht, um diese Werte allen Bürgern zugänglich zu machen, und wir haben dabei immer noch eine ganze Strecke vor uns. Aber wir machen Fortschritte. Wenn wir jetzt dieses wunderbare Erbe verwerfen, das die Geschichte uns hinterlassen hat, dann laden wir zur Fragmentierung der Einheit unseres Landes in einen untereinander zerstrittenen Flickenteppich von Enklaven, Ghettos und Stämmen ein. Die Bande des Zusammenhalts in unserer Gesellschaft sind hinlänglich fragil, wie mir

scheint. Es ist widersinnig, sie durch die Aufforderung zu übertriebener kultureller und sprachlicher Apartheid noch mehr zu belasten.

Die amerikanische Identität wird niemals ganz in sich abgeschlossen und endgültig sein. Sie wird immer ein Prozess bleiben. Änderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung haben immer Änderungen im Nationalethos erzeugt, und das wird auch so bleiben. Aber, so bleibt zu hoffen, nicht auf Kosten der Integration des Landes. Die Frage, die Amerika sich als einer pluralistischen Gesellschaft stellt, ist, wie man wertgeschätzte Kulturen und Traditionen verteidigt, ohne die Bande der gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit zu lösen: gemeinsame Ideale, gemeinsame politische Institutionen, eine gemeinsame Sprache und Kultur, ein gemeinsames Schicksal – sie alle halten die Republik zusammen.

Unsere Aufgabe ist es, die angemessene Wertschätzung der grandiosen Unterschiedlichkeiten unseres Landes zu kombinieren mit der gleichen Emphase für die bedeutsamen und uns einigenden westlichen Ideen von individueller Freiheit, politischer Demokratie und Menschenrechten. Dies sind die Ideen, die Amerikas nationales Wesen charakterisieren – und sie geben heute Menschen aller Kontinente, Rassen und Glaubensvorstellungen Kraft.

»Was also ist ein Amerikaner, dieser neue Mensch?... Hier sind Menschen aller Nationen eingeschmolzen in eine neue Gattung Mensch«.

Immer noch eine gute Antwort – und noch immer die beste aller Hoffnungen.

==